

„Franziska van Almsick – More than a great swimmer“, titelt ihre Homepage und direkt daneben räkelt sich die Franzi in einem Glitzer-BH mit etwas darüber, was aussieht wie textiler Maschendrahtzaun. Seit einiger Zeit lebt das Schwimmwunder in Heidelberg. Sie habe aber keine Zeit für ein Gespräch, nur für ein schriftliches Interview, teilt ihre Pressefrau mit. Schriftliche Interviews werden häufig von Diktatoren bevorzugt, weil diese Angst vor peinlichen Fragen haben. Oder von diversen Hollywoodstars, weil die Manager von der richtigen Einsicht geleitet werden, es sei besser, diese würden den Mund halten. Franziska van Almsick ist weder Diktator noch Hollywoodstar, möchte dennoch ein schriftliches Interview geben. Auf die Frage, wie ihr Heidelberg gefällt schreibt Franzi: „Heidelberg ist eine wunderschöne Stadt.“ Ja, so ist Heidelberg. Und was mag sie besonders? Antwort: „Die Berge und den Neckar und das Schloss.“ Auf die Frage, wie es nun mit ihrer Karriere weiterginge, wird's dann konkret: Ihre Projekte befänden sich noch in der Entwicklung. Und was hält Franzi von Studiengebühren: „Ich habe mir zu diesem speziellen Thema keine Meinung gebildet.“ Zum Abschluss dann doch noch tiefere Einblicke: Sie hätte ja eigentlich gerne Medizin studiert, aber dafür sei es jetzt zu spät. Zu spät ist es auch für ein veröffentlichtes Interview. Franzis Antworten sind so grob wie die Maschen ihres Stricknetzteils auf ihrer Website. Beeindruckt von soviel Tiefsinn wandert die verschriftlichte Oberflächlichkeit in den Papierkorb. (sut)



Foto: gan

500 Euro später

Bestimmen wir wirklich über die Gebühren?

Die Studiengebühren ermöglichen zwar vielerorts erträglichere Studienbedingungen, Verbesserungsbedarf sehen Studentenvertreter dennoch. Mancherorts an der Ruperto Carola stehe es nämlich schlecht um die studentische Mitbestimmung bei der Gebührenverteilung.

„Probleme gibt es zum Beispiel beim ‚Ethisch-Philosophischen Grundlagensstudium‘ (EPG) für Lehramtsstudenten“, hieß es von Mitgliedern der Fachschaftskonferenz (FSK). Zwar haben die Studenten auch hier ein Vorschlagsrecht bei der Verwendung der Campusmaut. Beim EPG verfügten in diesem Semester jedoch die Lehrkörper der Historiker und Theologen über die Verwendung der Gebühren – im Einvernehmen mit der EPG-Koordinationsstelle.

„Das lag an den fehlenden Vorgaben von Senat und Rektorat“, begründete EPG-Koordinator Frank Martin Brunn. Dass verbindliche Regelungen fehlten, fiel

den Studierendenvertretern im Senat schon früh auf: „Seit letztem Dezember machten wir auf das Problem aufmerksam, wurden vom Rektorat jedoch strikt ignoriert“, erklärte ein Beteiligter, der nicht namentlich genannt werden wollte.

Als die Gebührengelder dann kurz vor dem Sommersemester da waren, versuchten die EPG-Koordinatoren gemeinsam mit der Prorektorin für Studium und Lehre, Silke Leopold, ein Verfahren zu improvisieren. Sie luden Studierendenvertreter zu einem Treffen ein.

Während EPG-Koordinatoren und Prorektorin diese Zusammenkunft heute als „provisorische Kom-

mission“ bezeichnen, sprechen die beteiligten Studierenden von einem „unverbindlichen Gespräch“. „Wir wussten vorher überhaupt nicht, dass dort Entscheidungen getroffen werden sollen“, erklärte ein Beteiligter. Zudem seien statt studentischer Vorschläge nur Vorhaben der Lehrkörper Thema gewesen. Der tatsächliche rechtliche Status des Zusammentreffens war bis zu Redaktionsschluss noch ungeklärt.

Als die beteiligten Studierenden aus den genannten Gründen ihre Zustimmung verweigerten, „wurde Druck auf uns ausgeübt“, erzählten mehrere der involvierten Studenten. Letztendlich wurden beim EPG die Vorschläge der Lehrenden von Historischem Seminar und Theologischer Fakultät umgesetzt. (cst)

Fortsetzung auf Seite 5

Inhalt

Eitel Sonnenschein?

Die westliche Welt hilft der Dritten Welt. Oder doch nicht? Das Für und Wider der Entwicklungshilfe diskutieren Albrecht Heise und Hartmut Sangmeister: **Seite 2**

Bombenwetter

Seit Jahren eskaliert im Nahen Osten immer wieder die Gewalt. Die Möglichkeit eines neuen Friedensprozess bezweifelt Ulrich W. Sahm im Interview: **Seite 3**

Schlechtes Klima

Die Universitätsbibliothek hat bei der Verteilung der Studiengebühren schlecht abgeschnitten. Der Streit mit den Instituten tobt: **Seite 4**

Blumenkinder

Für Sprösslinge ausländischer Forscher hat sich Heidelberg etwas Besonderes einfallen lassen. Über den „KidsClub“: **Seite 6**

An die frische Luft

Im letzten Teil der Heidelberger Hip-Hop-Reihe geht es um Sprayer und Breaker. Was Hip-Hopper draußen so treiben: **Seite 7**

Lieber grillen!

Morgen Klausur? Hausarbeit in drei Stunden abgeben und noch nicht angefangen? Wann Aufschieben krankhaft wird: **Seite 8**

Immer, wenn es regnet

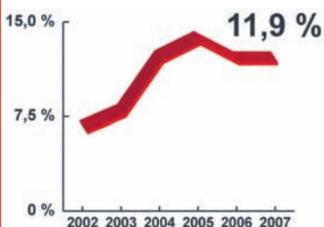
Zehn Jahre ist es her, dass Freundeskreis in das Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit traten. Zehn Fragen an die Freunde: **Seite 10**

Kein Urlaub

Die Universität Cambridge hat, was Heidelberg will: Elitestatus. Aber wie lebt und lernt es sich dort tatsächlich? – Lest nach: **Seite 11**

Zahl des Monats

Niedriges Niveau: Wahlbeteiligung bei den Uni-Gremienwahlen



Quellen: ruprecht-Archiv & Rechtsdezernat Uni HD

Grafik: cgr

Essighaus vor dem Aus

Um- und Neubaupläne bringen Altstädter auf die Palme

Die Altstadt übt den Aufstand. Die geplanten Neubauten in der Theaterstraße und die Schließung der Traditionsgaststätte Essighaus sind zum Politikum avanciert. Da beide Vorhaben die Lebensqualität zu mindern drohen, haben die Altstädter die „Initiative Lebenswerte Altstadt“ (ILA) gegründet.

Eine Kostprobe des Protests gab es bei einer Podiumsdiskussion Anfang Juli in der Sporthalle der Theodor-Heuss-Realschule, als Vertreter der

Anwohner, der Schule, der Stadt und der Investor Hans-Jörg Kraus über die Bauvorhaben in der Altstadt diskutierten. Weit über 400 Leute drängten in die viel zu kleine Halle. Ein Umstand, der sogleich das erste Ergebnis des Abends produzierte: „Wir werden einen Runden Tisch einrichten“, versprach der Erste Bürgermeister Raban von der Malsburg.

Formal haben die beiden Projekte nichts miteinander zu tun, dennoch sehen viele Bürger einen Zusammen-

hang: „OB Würzner ist drei Monate im Amt und in der Altstadt stehen umwälzende Veränderungen an“, sagt Heiner Dietz von der ILA.

Bezüglich des Essighauses sind die Würfel wohl gefallen: Der Pachtvertrag läuft zum 30. September 2007 aus. Eine Verlängerung scheint ausgeschlossen, da die bisherige Eigentümerin Investitionen in der Bahnstadt tätigen will. Dass die drohende Schließung des Essighauses die Altstädter auf die Barrikaden

treibt, liegt nicht nur an dessen Traditionsreichtum, den günstigen Preisen und der schnörkellosen Atmosphäre. Es ist seine Funktion als Bürgerhaus, die den Leuten wichtig ist; zumal es ein solches im Quartier nicht gibt. Immer wieder folgt daher der Verweis auf die lange Liste an Vereinen, Parteien und studentischen Gruppen, die die Gaststätte als Treffpunkt nutzen. (seb)

Fortsetzung auf Seite 2

Entwicklungshilfe abschaffen?

Milliarden-Hilfe für Afrika stößt auf Kritik

Seit Jahrzehnten fließt Entwicklungshilfe in Milliardenhöhe nach Afrika. Beim G8-Gipfel in Heiligendamm haben die Teilnehmerstaaten eine erneute Aufstockung der Mittel um 25 Milliarden US-Dollar jährlich zugesagt. Dennoch muss die Hälfte der Bevölkerung mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen; es geht ihnen schlechter als am Ende der Kolonialzeit. Immer lauter werden daher die Stimmen, die die Entwicklungshilfe für sinnlos oder gar schädlich halten. Wäre es also besser, sie abzuschaffen? (ell, lfr)

JA Albrecht Heise

Journalist, Filmemacher und Afrika-Experte



In den meisten Ländern der Dritten Welt haben sich in den letzten 40 Jahren die Lebensbedingungen deutlich verbessert – gewöhnlich nicht wegen, sondern trotz der dort geleisteten Entwicklungshilfe. Nur in Schwarzafrika nicht. Dort hat die „Hilfe“ großen Schaden angerichtet und zu einer dramatisch wachsenden Fluchtbewegung in Richtung Europa beigetragen. Wie es dazu kam, ist weitgehend – wenn auch noch nicht ganz – erforscht. Nur fällt es Gebern und Nehmern schwer, selbst anerkannte Forschungsergebnisse zu akzeptieren – denn für beide geht es um die Existenz: Geber müssen um hochbezahlte Posten fürchten und um gute Geschäfte – Nehmer sogar um die Macht.

Je mehr wir helfen, so die Forscher – mit Nahrung, Schulen, Krankenhäusern, Straßen – desto weniger müssen sich die Empfängerstaaten selbst um diese Dinge kümmern. Das verschafft den Regierenden viel Spielraum, sich auf den Erhalt der Macht zu konzentrieren und auf die Vermehrung ihres persönlichen Reichtums. Die Meinung der Bürger kann ihnen dabei egal sein. Sie dürfen es sich nur mit den ausländischen Gebern nicht ganz verderben. Mit deren Hilfe halten sich Staatschefs in Afrika länger an der Macht als irgendwo sonst auf der Welt – und werden reich. 15 Milliarden Dollar wandern Jahr für Jahr von afrikanischen Staatskassen auf verschwiegene Privatkonten, zum Beispiel in der Schweiz. Kein Wunder also, dass in den Augen dieser „Staatseliten“ die Entwicklungshilfe nicht nur fortgesetzt, sondern erhöht werden sollte. Manche pochen gar darauf, als sei das ihr Recht.

Afrikas Intellektuelle und westliche Forscher sehen genau darin das Problem: Solange die Hilfe so reichlich fließt, haben die Empfänger an den Hebeln der Macht keinerlei Anlass, an ihrem kolonial-ver-

staubten Regierungsstil etwas zu ändern. Ebenso wenig am Entwicklungsdefizit ihrer Länder. Hauptsache die Macht bleibt in immer den selben Händen. Das sichert auch so manchen Helfern die gut bezahlten Arbeitsplätze. Und zwar auf Dauer. Der Erfolg ihrer Arbeit wird ja nicht am Grad der bewirkten Entwicklung gemessen (welcher Entwicklung auch?), sondern eher an der Menge des ausgegebenen Geldes, am geordneten „Mittelabfluss“.

In ganz Schwarzafrika sind ständig Mitarbeiter der Hilfsindustrie auf der Suche nach neuen Projekten. Ihre Bezahlung ist abhängig vom Erfolg: Je mehr Hilfgelder sie an den (schwarzen) Mann bringen, desto höher ihr Lohn. Der Markt ist lukrativ und deshalb heiß umkämpft. Konkurrenz (und Korruption!) auch auf der Empfängerseite. Das bitterarme Volk geht in der Regel leer aus.

„Lasst uns endlich in Ruhe mit eurem Geld!“, höre ich kluge Afrikaner immer wieder sagen, „sonst werden wir unsere Kleptokraten nie los.“ Afrika könne sich nur entwickeln, wenn es sich zuvor von seinen korrupten Regierenden befreit. Solange die aber unter dem Schutz der Entwicklungshilfe stünden, könne es keine Entwicklung geben. Das sieht auch die einschlägige Forschung so.

Nun behaupten die gewerbsmäßigen Helfer, über 80 Prozent ihrer Projekte seien erfolgreich. Doch das haben sie sich stets selbst bescheinigt. Bewiesen haben sie es noch nie! Wie sollten sie auch. Je ärmer ein Land, desto schädlicher die Hilfe, denn gerade dort blockiert sie notwendige Reformen. Deshalb gehört gerade dort die Armutsbekämpfung eingestellt. Sie verlängert nur das Leid der Armen.

NEIN Hartmut Sangmeister

Professor für Entwicklungsökonomie an der Universität Heidelberg



Fotos: privat

„Viel Geld um nichts!“ So lautet das vernichtende Urteil des Filmemachers und Publizisten Albrecht Heise über 40 Jahre Entwicklungszusammenarbeit (EZ) mit Afrika. Und er steht mit dieser Einschätzung keineswegs allein. Zu Recht argumentieren Kritiker, dass dort, wo die Rahmenbedingungen für Entwicklung fehlen, EZ wenig bewirken könne und insofern sinnlos sei. Diese vordergründige Diagnose der Vergeblichkeit von „Entwicklungshilfe“ für Afrika wird durch die Berichterstattung vieler Medien verstärkt, die von den eklatanten Misserfolgen und Ruinen der EZ berichten, aber nur selten von deren zahlreichen kleinen Erfolgen und den Verbesserungen, die sie für viele arme Menschen in afrikanischen Ländern ermöglicht hat. Allerdings: Trotz der erheblichen EZ-Mittel, die den Ländern Afrikas südlich der Sahara von der internationalen Gebergemeinschaft zugeflossen sind (allein in den Jahren 2000 bis 2005 waren dies über 84 Milliarden US-Dollar), ist die Zahl der absolut armen Menschen in der Region weiter angestiegen, auf über 320 Millionen.

EZ kann nur so effektiv sein, wie es die politischen, wirtschaftlichen und administrativen Rahmenbedingungen gestatten, unter denen sie stattfindet. Dies bedeutet, dass es gegenüber der traditionellen EZ in Form punktueller Eingriffe auf der Mikroebene – ein Brunnen hier, eine Schule dort – immer wichtiger wird, auf die nationalen Rahmenbedingungen der Partnerländer Einfluss zu nehmen und die Systemwirkung der EZ zu stärken. Dies bedeutet zum Beispiel, dass die EZ mit Afrika gefordert ist, einen aktiven Beitrag zur Konfliktlösung und Krisenprävention zu leisten, wenn dort ein Viertel der Menschen unter Staatskrisen oder bewaffneten Konflikten leidet.

Populärer ist in der Öffentlichkeit der Geberländer zweifellos das Argu-

ment, die EZ mit Afrika auf die Armutsbekämpfung zu fokussieren. Sozusagen als präventive Investition für das Sicherheitsbedürfnis der eigenen Gesellschaft, die sich mit dieser „Schutzgeldzahlung“ von den Gefährdungen der aus der Armut erwachsenden Übel freizukaufen hofft, die ihr aus den afrikanischen Ländern zu drohen scheinen. Eine ausschließliche Armutsorientierung der EZ mit Afrika läuft allerdings Gefahr, die überzogene Erwartung zu wecken, sie könne Armutsbekämpfung wirksam für Millionen von Menschen leisten. Diese Erwartung kann EZ niemals erfüllen, selbst wenn die Geberländer bereit wären, erheblich mehr Finanzmittel dafür einzusetzen.

Was vor allem die ärmsten Länder Afrikas in der Weltwirtschaft anzubieten haben – vielfach nur einige wenige Rohstoffe und unverarbeitete Agrarprodukte – ist auf dem Weltmarkt kaum sichtbar. Wichtiger sind in der Weltwirtschaft von heute Informationen, Innovationen, Effizienz und Produktivität. In diesen Bereichen können durch EZ Know-how, Erfahrungen und zusätzliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, die komplementär zu der entwicklungsrelevanten Ressourcenausstattung in den afrikanischen Empfängerländern sind.

Die Chancen der Globalisierung werden in vielen afrikanischen Ländern bislang nur vage wahrgenommen. Stärker wahrgenommen wird dort das hässliche Gesicht der Globalisierung oder dessen, was dafür gehalten wird. Eine ergebnisorientierte EZ mit Afrika muss den Mut zur Prioritätensetzung aufbringen, um die in der Globalisierung angelegten Chancen aufholender Entwicklung auch für die bisher nicht aktiv an ihr teilnehmenden afrikanischen Länder zu verbessern.

Fortsetzung: Essighaus...

Der Immobilieninvestor Kraus will sich die Chance auf ein weiteres prestigeträchtiges Objekt nicht nehmen lassen. Nachdem er bereits die Heinsteinwerke saniert sowie das Areal Glockengießerei neu gestaltet hat, plant er, den heruntergekommenen Gebäudekomplex Plöck 97 in schicke Eigentumswohnungen zu verwandeln. Dennoch zeigte er sich kompromissbereit: Wenn die Stadt ihr Vorkaufsrecht nutzen wolle oder die Bürgerinitiative das Geld aufbringe, werde er vom Vertrag zurücktreten. Die Absage aus dem Rathaus kam postwendend. Der Verkauf sei eine Privatangelegenheit: „Wir subventionieren keine Gaststätte“, sagte von der Malsburg.

Zumal der Kaufpreis auf etwa zwei Millionen Euro taxiert wird. Die ILA prüft noch, ob sie das Anwesen erwerben kann.

Bezüglich des Einkaufszentrums kursieren verschiedene Varianten. Definitiv vom Tisch ist der Vorschlag, in der Theaterstraße einen Einkaufspalast mit einer Fläche bis zu 20000 Quadratmetern zu errichten, dem auch die beiden Schulen hätten weichen müssen. Es scheint, als laufe nun alles auf ein kleineres Warenhaus mit Oberbekleidung in der Theaterstraße hinaus. Die Stadt setzt darauf, die Attraktivität der Innenstadt mit einem solchen „Magneten“ zu steigern, dadurch wieder kleinere Geschäfte in die

Stadt zu locken und so den Ruch der Ramschmeile loszuwerden.

Denn in diesem Punkt sind sich alle einig: Die Hauptstraße hat in den letzten 20 Jahren erheblich an Qualität eingebüßt. Viele Bürger bezweifeln aber, dass sich der Niedergang der Altstadt mit einem Einkaufszentrum stoppen lässt. Zudem raten Klimaexperten von Neubauten ab: „Die vordere Altstadt ist eine Wärmeinsel. Jedes neues Gebäude verschärft das Problem“, sagt etwa der Geograph Werner Fricke.

Aufgerüttelt durch den Protest hat Würzner die Causa vertagt. Die Entscheidung des Gemeinderates über die Zukunft der Theaterstraße fällt jetzt erst im Herbst. (seb)

Kommentar

von Sebastian Bühner

Der Ärger der Altstädter ist berechtigt: Gerade bei größeren Bauvorhaben sind Transparenz und Bürgerbeteiligung das Gebot der Stunde. Aber wieder einmal will die Stadt umstrittene Entscheidungen über Knie brechen und denkt dabei ausschließlich in ökonomischen Kategorien. Die Belange der Bürger bleiben dabei auf der Strecke. Die deutliche Mobilisierung zeigt, dass den Bewohnern der Altstadt unpräzise Orte der Begegnung wie etwa das Essighaus wichtiger sind als weitere Einkaufsmöglichkeiten. Sie haben Recht: Wer glaubt, die Ansiedlung eines neuen Warenhauses in der Altstadt könne die Abwärtsspirale stoppen, in der sich die Hauptstraße seit langem befindet, hat die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Wegen 08/15-Geschäften, die sich auch auf der Grünen Wiese befinden, kommt niemand nach Heidelberg. Stattdessen sollte die Stadt mit den Pfunden wuchern, die sie hat: dem Flair der Altstadt. Neubauten sind da fehl am Platz. Der Verkauf des Essighauses lässt sich indes wohl nicht verhindern. Anstatt ihre Energie zu verschwenden, sollten die Altstädter Neues schaffen. Oder aber sammeln.

Ist der Nahe Osten noch zu retten? Die jüngste Entwicklung in den Gebieten der palästinensischen Autonomiebehörde, der Machtkampf zwischen Fatah und Hamas stellt eine neue Stufe der Eskalation in einem anscheinend unlösbaren Konflikt dar. Ulrich W. Sahn, langjähriger Auslandskorrespondent in Israel, spricht über seine Arbeit, den nicht enden wollenden Nahost-Konflikt und die Situation für die westliche Welt.

Das Gespräch führten Moritz Damm und Claudia Tupeit.

Herr Sahn, was reizt Sie besonders an dem Beruf des Kriegsreporters?

An dem Begriff „Kriegsreporter“ habe ich etwas auszusetzen. Ich bin Reporter in dem klassischen Krisengebiet der Welt. In einem Gebiet, auf das die gesamte Welt ständig schaut. Was immer sich in der Welt abspielt, irgendwann kommt der Nahost-Konflikt zur Sprache. Das ist natürlich für einen Journalisten ein Traumfeld, quasi im Zentrum der Welt zu stehen.

Wie wurden Sie Nahostkorrespondent?

Der Grund liegt in einer Mischung aus Freundschaften in der Schulzeit und religiösem Interesse. Durch ein Sommerstipendium bin ich nach Jerusalem gekommen und dann dort hängen geblieben. Später bin ich Journalist geworden und, trotz mehrerer Versuche, das Land zu wechseln, bin ich als Nahostkorrespondent in Israel geblieben.

Ihr Alltag ist doch geprägt von Hektik und Gefahren. Sind Sie nicht in gewisser Weise lebensmüde?

Es ist nicht so, dass ich von morgens bis abends nichts anderes zu tun habe, als mich bei irgendwelchen Militärs einbetten zu lassen und mit deren Jeeps auf Patrouille zu fahren, um dann dabei zu sein, wenn sie rumballern. Oder umgekehrt, dass ich mich bei den Palästinensern zwischen die Steinewerfer stelle, um dann selbst erschossen zu werden.

Der kürzlich freigekommene britische Journalist Alan Johnston wurde über 100 Tage als Geisel festgehalten. Haben sie keine Angst, dass Ihnen so etwas auch passieren könnte?

Jein. Ich bin lange nicht mehr in den Gaza-Streifen gefahren. Denn bei aller Liebe für Pressefreiheit und Informationsbedürfnis bin ich nicht bereit, mich für eine Reportage kidnappen oder töten zu lassen. Wer soll sich dann um meine Frau und Kinder kümmern? Das ist es mir nicht wert. Ich bin kein mutiger Mensch.

Wie verarbeiten Sie das Leid der Menschen, das Sie ständig sehen?

Ich habe mir nicht sehr viele Gedanken darüber gemacht. Wahrscheinlich habe ich es verdrängt. Schlimm ist, wenn es Tote im Bekanntenkreis gibt. Wenn ein Klassenkamerad meiner Tochter plötzlich nicht mehr zur Schule kommt, weil er in irgendeinem Bus in die Luft geflogen ist, und ich dann darüber berichte, ohne es zu wissen. Das ist sehr hart. Krieg macht keinen Spaß.

Wie filtern Sie die nachrichtentauglichen Informationen heraus?

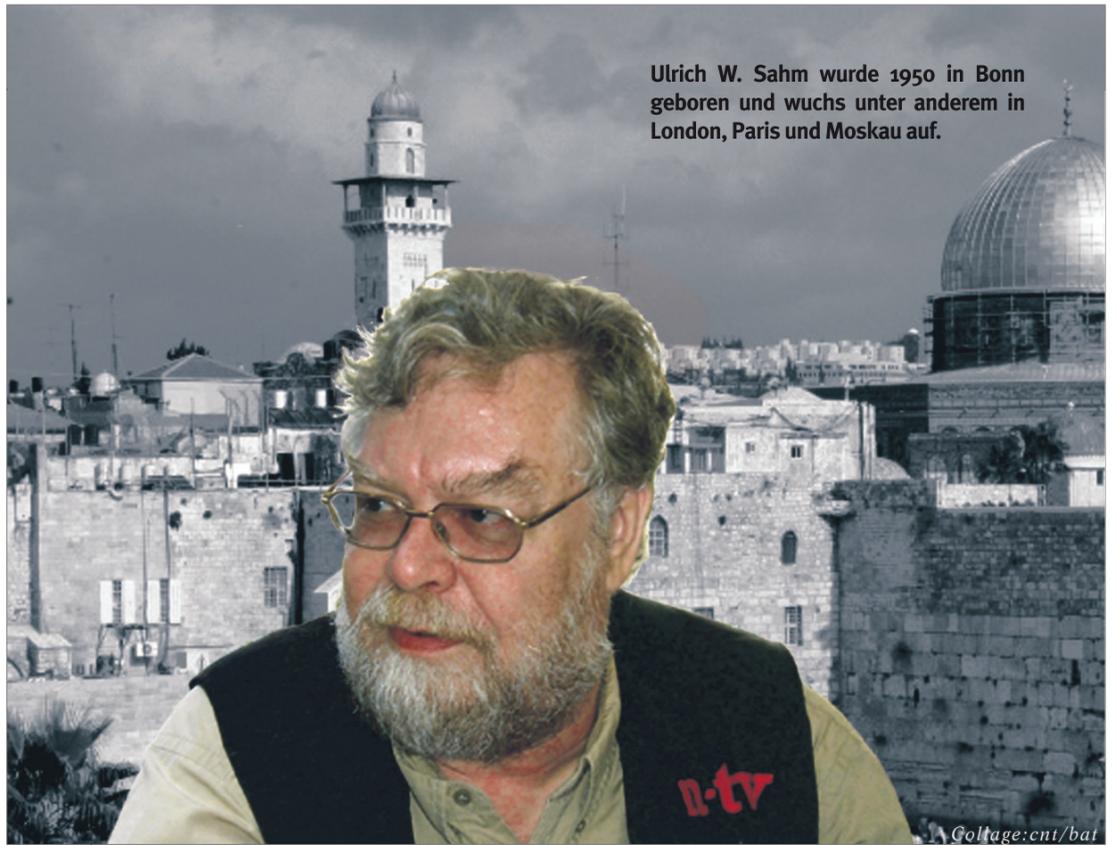
Da gehört viel Erfahrung dazu. Viele Dinge spüre ich aus dem Bauch heraus. Es ist nicht wichtig, die zerfetzten Leichen zu sehen,

sondern zu erfahren, wer dafür verantwortlich ist und ob es politische Auswirkungen hat.

Jahrzehntlang haben die Palästinenser gegen die Israelis gekämpft, jetzt töten sich die Palästinenser gegenseitig. Warum?

Der Bruderkrieg ist nichts Neues, weil die Palästinenser das seit 40 Jahren tun. Es wollte nur niemand wahrhaben. Jetzt, als die Hamas im Gazastreifen mit vielen Toten die Regierung geputscht hat, kommen die Medien plötzlich nicht mehr daran vorbei, darüber zu berichten. Wenn ein Palästinenser einen Israeli tötet, dann ist das immer eine große Schlagzeile. Ich übe hier ein bisschen Medienkritik. Es liegt an der Wahrnehmung der Medien hier in Deutschland.

Welche Rolle spielen die Religionen in diesem Konflikt? Ist der Konflikt religiös legitimiert?



Ulrich W. Sahn wurde 1950 in Bonn geboren und wuchs unter anderem in London, Paris und Moskau auf.

„Die Lage ist todernst“

Interview mit dem Nahostexperten Ulrich W. Sahn

Nein. Aber es ist schon immer so gewesen, dass man mit der Religion die Leute emotional packen kann. Ich würde auch die Kreuzzüge vor tausend Jahren nicht als Religionskriege bezeichnen. Da wird irgendwelchen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtinteressen ein kleiner religiöser Mantel umgehängt. Man findet in diesen ganzen religiösen Büchern, ob nun in der Bibel oder im Koran,

„DER TRAUM DER PALÄSTINENSER IST GEPLATZT“

immer die passenden Zitate für den jetzt aktuellen politischen Konflikt. Religion ist hier ein Triebmittel, wie die Hefe im Teig.

US-Präsident George W. Bush und der israelische Premier Ehud Olmert halten offiziell an der Zwei-Staaten-Lösung fest. Es soll einen geeinten Palästinenser-Staat geben. Halten Sie das unter den aktuellen Umständen für möglich?

Ich sehe momentan nicht die geringste Chance für die Verwirklichung eines palästinensischen Staates. In den Osloer Verträgen von 1993 steht: Westbank und Gaza sind eine Einheit. Das scheint nun endgültig vorbei. So wie die Lage heute aussieht, fürchte ich, dass der nationale Traum der Palästinenser von einem eigenen Staat geplatzt ist. Auch hinsichtlich der israelischen Militär- und Sicherheitsinteressen sehe ich keine Chance, dass die Palästinenser einen eigenen Staat bekommen.

Was bedeutet dann das Entgegenkommen Olmerts an Palästinenserpräsident Mahmud Abbas, 250 Fatahkämpfer aus israelischer Haft freizulassen?

Die haben doch alle kein Blut an den Händen. Das können Kleindiebe und Autodiebe sein. Ich weiß nicht, wer da auf der Liste steht. Olmert sind die Hände gebunden. Er ist ein grauer, nicht ganz durchsichtiger Politiker und schwer einzuschätzen. Das Einzige,

was auf seinem Programm stand, war, den Rückzug aus Gaza und im Westjordanland fortzusetzen. Diese Idee ist mit dem Libanon-Krieg gestorben.

Wie bewerten Sie, dass Tony Blair Nahostgesandter wird? Kann ein Premier, der den Irakkrieg so vehement unterstützt hat, glaubwürdig in dieser Region vermitteln?

Nun will ich mal ganz ketzerisch sagen – und das ist nicht meine Meinung: die Amerikaner haben den Krieg doch auch nur für den „Frieden“ gemacht. Was Tony Blair angeht: Das ist eine völlig neue Situation und ich weiß auch gar nicht, mit wem oder was er da verhandeln will. Die Hamas sagt, Tony Blair interessiere sie nicht. Wenn selbst schon die Ägypter das Vermitteln aufgegeben haben, was will dann da dieser vornehme Brite mit seinem schönen Lächeln erreichen?

Mit den vereitelten Terroranschlägen in Großbritannien wollen sich die Terroristen zurückmelden und Angst verbreiten. Allerdings versteckt sich die Bevölkerung nicht, sondern demonstriert Gelassenheit. Glauben Sie, dass dieses Verhalten den Hass der Terroristen noch mehr schürt?

Nein! Die Terroristen wollen die Welt auf den Kopf stellen. Da reicht schon irgendein Idiot, der sich ein bisschen Sprengstoff in seine Schuhsohle macht, und schon werden alle Flughäfen der Welt in

„DER FRIEDENSPROZESS IST HEISSE LUFT“

Moscheen verwandelt, weil sich alle Leute bei den Kontrollen die Schuhe ausziehen müssen. Das ist das Ziel.

Ich erlebe das ja fast jeden Tag in Israel: Nach jedem neuen Terroranschlag werden die Sicherheitsmaßnahmen ausgedehnt, und das erschwert das Leben. Das ist es, was die Terroristen wollen.

Ist die Lage in Deutschland wirklich so ernst, wie sie unser In-

nenminister Wolfgang Schäuble derzeit darstellt?

Die Lage ist vor allem in der westlichen Welt todernst. Jetzt ist die politische Frage: Soll man die Bevölkerung in Panik versetzen und es offen aussprechen oder möglichst unauffällig arbeiten? Vieles wird unter den Teppich gekehrt, weil es gelungen ist, so manche geplante Aktion rechtzeitig zu entschärfen. Ich weiß nicht, warum Schäuble plötzlich von Terrorgefahr spricht.

Würde es die Terrorgefahr in Deutschland mindern, wenn die Bundesregierung die Truppen aus Afghanistan abgezöge?

Überhaupt nicht! Die Frage ist: Soll man diese Leute von Al Quaida quasi für ihre Terrortaten belohnen? Warum soll es angeblich diese Terrorgeschichten in London gegeben haben? Weil die Queen sich entschlossen hatte, Salman Rushdie zum „Sir“ zu adeln. Verdammt noch mal, müssen wir uns eigentlich für alles ducken und rechtfertigen?

Aus Ihrer persönlichen Sicht: Wird es je Frieden in Israel geben? Wie lautet Ihre Prognose?

Ich gehe grundsätzlich davon aus, dass es den Staat Israel weiterhin geben wird. Ich gehe auch nicht davon aus, dass sich die Palästinenser in Luft auflösen werden. Man muss das beobachten. Ich habe keine Prognose. Ich halte diese ganzen „Friedensprozesse“ für heiße Luft, es muss irgendetwas ganz Neues her. Leider kann ich nicht vorhersehen, wie so ein „Paukenschlag“ aussehen müsste.

Was würden Sie einem Studenten, der nach Israel gehen möchte, mit auf den Weg geben?

Sich darauf vorzubereiten, eine Erfahrung für das ganze Leben zu machen und sich vorbehaltlos in dieses Abenteuer zu stürzen. In Krisenregionen ist das Leben intensiver. Man kann dort viel Menschliches erleben. Ganz allgemein ist jeder Auslandsaufenthalt ein Gewinn.

Für weitere Fragen steht Ulrich Sahn zur Verfügung. Kontakt: ulrich@sahn.com



Fotos: cnt

Seit 1975 berichtet Sahn als Reporter für viele deutsche Medien.

Zu wenig Geld für die UB?

UB gegen Institute: Grabenkämpfe um Studiengebühren

Die Universitätsbibliothek (UB) will mehr Geld von den Studiengebühren. Vor zwei Wochen forderte sie von der Senatskommission 200 000 Euro für die Literaturversorgung. Die Fachschaftskonferenz (FSK) sprach sich gegen eine Erhöhung der zentralen Mittel aus und drohte sogar mit der Einfrierung der Zahlungen.

Der Konflikt schwelte seit Beginn des Semesters. Vor einem Monat dann der Eklat: Die UB-Direktion und Vertreter von zwei Lehrstühlen des historischen Seminars zerstritten sich über die Finanzierung der „Historical Newspapers“. Das Angebot stand auf der UB-Homepage nicht mehr zur Verfügung. Über einen gespeicherten Direktlink konnten die Studierenden dennoch auf die Zeitschrift zugreifen. „Die UB will für eine bestimmte Stimmung sorgen, um an mehr Geld zu kommen“, sagt ein Sprecher der Fachschaft Geschichte.

Die UB erhält 1,3 Prozent der Studiengebühren; das sind 118 900 Euro. Im landesweiten Vergleich liegt sie damit weit hinter anderen UBs wie Tübingen mit 533 000 Euro oder Freiburg mit 622 000 Euro. Der Grund dafür sind die unterschiedlichen Modelle, nach

denen die Gelder verteilt werden. Im Regelfall erhalten die zentralen Einrichtungen 30 Prozent der Studiengebühren. In Heidelberg aber bekommen sie nur 5 Prozent, 95 Prozent gehen an die Fächer. Für

Fächern verbleiben. Wenn die UB Bücher für ein Fachgebiet kaufen wolle, solle sie sich an die jeweilige Fachkommission wenden. Würden zu viele Gelder direkt vergeben, verliere man die Kontrolle. Dabei habe

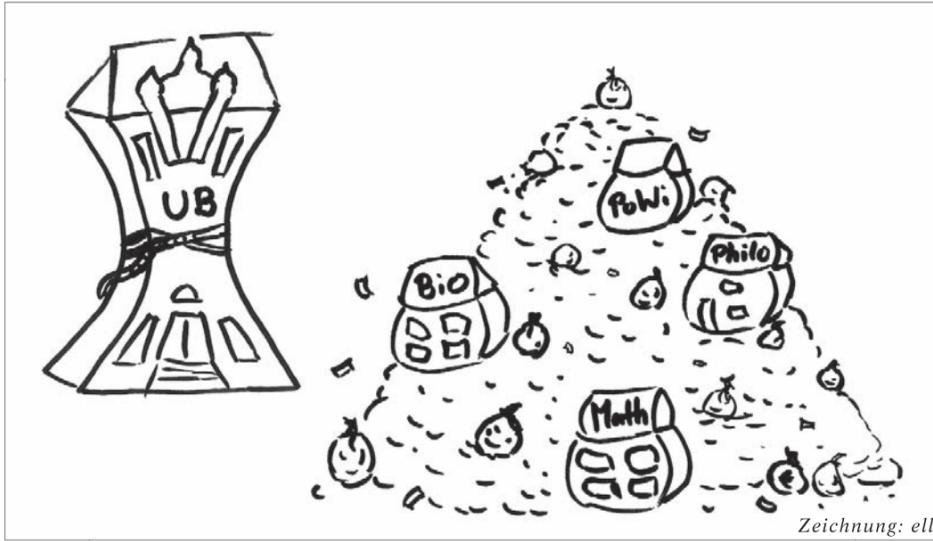
Die FSK widerspricht. Die Listen der UB gäben ein verzerrtes Bild der Nachfrage wider. Viele Professoren empföhlen eine lange Liste von Büchern, die die Studierenden nur zur Sicherheit vormerken.

Die Finanzierung durch die Fächer könne bei der Bestellung der Bücher helfen. „Die Studenten wissen am besten, was sie brauchen“, so die FSK.

Probst hält dagegen: „Wir betreuen 50 Fächer und müssen alle Vorschläge in dutzenden Fachkommissionen verhandeln. Das ist absurd.“ Bisher seien mit über zehn Gremien Gespräche geführt worden, die UB habe aber noch keinen Cent gesehen.

Beide Parteien plädieren für eine Verbesserung der Kommunikation beispielsweise durch einen Ausschuss. „Grenzkämpfe innerhalb der Uni sind falsch. Fehlende Finanzierung ist ein strukturelles Problem, das Studiengebühren nicht lösen können.“ Vielleicht könne man zusammen streiken, um auf die Lage hinzuweisen, schlägt ein FSKler vor.

Die Beratende Kommission für Studiengebühren prüft den Antrag der UB. Der Senat tagt das nächste Mal am 24. Juli. (ell, wor)



Zeichnung: ell

Unfaire Verteilung der Studiengebühren? Die UB muss hungern, die Institute schwimmen im Geld.

die Verbesserung der Literaturversorgung bleiben der UB 47 900 Euro. „Wir fordern 200 000 Euro“, sagt UB Direktor Dr. Veit Probst. So käme man auf eine Anzahl von 5000 Büchern im Semester.

Die FSK verteidigt die geringen Geldmittel. Die Entscheidungsgewalt über die Verwendung der Studiengebühren müsse bei den

jeder Student das Recht, dass sein Geld der Verbesserung der Lehre im eigenen Fach zugute komme: „Ein Geologe will nicht die Bücher für den Mediziner finanzieren.“

Die UB sieht ihre Kompetenz in der digitalen Datenerhebung. „Die Vormerkungen zeigen, dass 800 Mal am Tag ein Buch fehlt; ein klarer Defizitindikator“, so Probst.

zierung ist ein strukturelles Problem, das Studiengebühren nicht lösen können.“ Vielleicht könne man zusammen streiken, um auf die Lage hinzuweisen, schlägt ein FSKler vor.

Die Beratende Kommission für Studiengebühren prüft den Antrag der UB. Der Senat tagt das nächste Mal am 24. Juli. (ell, wor)

Prof. Beer soll bleiben

Um den Weggang ihrer Professorin an eine andere Universität zu verhindern, startete die Fachschaft Ethnologie eine Unterschriftenaktion. Professor Bettina Beer, geschäftsführende Direktorin des Instituts für Ethnologie, hat einen Ruf an die Uni Luzern erhalten. Die Verhandlungen der beiden Universitäten über Beers Stelle laufen noch.

Sie selbst hat sich noch nicht entschieden. Beer sagt aber, dass die Unterschriftenaktion sowie auch Gespräche mit Studierenden Einfluss auf ihre Entscheidung haben werden. Professor Bettina Beer lehrt unter anderem Geschichte der Ethnologie und Feldforschungsmethoden. (cfs)

Boycott, die Zweite

Der Arbeitskreis Studiengebühren setzt den Boykott gegen die Studiengebühren auch im kommende Semester fort. Die Studierenden sind wieder aufgefordert, die 500 Euro an ein Treuhandkonto zu überweisen. Zwar war das Ende der Rückmeldefrist schon der 15. Juli, doch können sich immer noch Studenten am Boykott beteiligen, die dieses Datum nicht einhalten konnten. Wird das Quorum von 4500 Studenten erreicht, will die Fachschaftskonferenz mit dem Rektorat verhandeln. (lfr)

Lest bloß nicht weiter!

FSK bei den Gremienwahlen fast konkurrenzlos

War es stillschweigende Zustimmung zum bisherigen Kurs oder studentisches Desinteresse? Diese Frage stellte sich nach Veröffentlichung der Ergebnisse zu den jährlichen Gremienwahlen. 23 434 wahlberechtigte Studierende hatten am 19. Juni die Möglichkeit, ihre Vertreter für den Senat, den Allgemeinen Studierendenausschuss (ASTA) sowie die zwölf Fakultätsräte zu bestimmen. Ein Fazit könnte lauten: Alles bleibt beim Alten.

Die Fachschaftskonferenz (FSK) konnte sich wie schon im Vorjahr als stärkste Liste behaupten, während die parteiorientierten Konkurrenten vom Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS), der Grünen Hochschulgruppe und der Juso-Hochschulgruppe sich mit deutlich geringeren Stimmanteilen begnügen mussten.

Von den vier zu vergebenden Sitzen im Senat erhält die FSK dank einem Stimmenanteil von 58 Prozent allein drei Mandate, das Verbleibende fällt der Grünen Hochschulgruppe (15,8 Prozent) zu. Die gewählten studentischen Vertreter sind Sven Lehmann, Daniela Wagner, Moritz Küntzler (alle FSK), sowie Daniel Kanzleiter (Grüne). RCDS und Jusos mit jeweils knapp 13 Prozent scheiterten auch dieses

Jahr beim Kampf um die Sitzvergabe.

Im gleichen Wahlgang wurden die Vertreter für den ASTA bestimmt. Die große Mehrheit der Sitze geht an die FSK, von der die ersten sieben Listenplätze in den Ausschuss einziehen werden. Die übrigen Mandate teilen sich Grüne, die zwei Sitze erhalten sowie RCDS und Jusos mit jeweils einem Vertreter. Die Sitzverteilung in den beiden Gremien bleibt somit identisch zum Vorjahr.

Aufgrund des Verzichts der politischen Hochschulgruppen, eigene Listen aufzustellen, traten die Fachschaften bei den Fakultätsratswahlen außer Konkurrenz an. Eine einzige Ausnahme bildete die Juristische Fakultät, wo der RCDS gegen die Fachschaft Jura antrat und immerhin einen Sitz ergattern konnte.

Moritz Küntzler resümiert: „Wir sind mit dem Wahlergebnis sehr zufrieden, hätten uns allerdings sehr viel mehr Wahlbeteiligung gewünscht.“ In der Tat stellte die traditionell geringe Wahlbeteiligung ein weiteres Kontinuum der Gremienwahlen dar und erreichte, trotz der engagierten Öffentlichkeitsarbeit der Kandidaten, nur 11,9 Prozent. (agr)

Neuer Prorektor umstritten

Studentenvertreter kritisieren die Wahl Pfeiffers

Die Professoren Vera Nünning, Kurt Roth und Thomas Pfeiffer sind ab Oktober für drei Jahre die neuen Prorektoren. Sie wurden am 19. Juni mit überwältigender Mehrheit im Senat gewählt. Der designierte Rektor Bernhard Eitel hatte die zukünftigen Prorektoren vorgeschlagen.

Die Fachschaftskonferenz (FSK) kritisiert jedoch die Wahl Prof. Pfeiffers als Prorektor für Lehre und studentische Angelegenheiten. Am 20. Juni gab sie eine Pressemitteilung heraus, in der sie ihn mit Nachdruck ablehnt und den zukünftigen Rektor Eitel „zur Nachbesserung seiner Personalstellung“ auffordert. Die Grüne Hochschulgruppe geht soweit, bei einer Beibehaltung Pfeiffers im Rektorat Maßnahmen zu ergreifen und ihn zu boykottieren. „Falls Eitel diese Personalentscheidung weiter trägt, wird er der alleinige Ansprechpartner im Rektorat für uns sein“, erklärt Michael Kolain, Vertreter der Grünen Hochschulgruppe. Die FSK steuert jedoch mittlerweile einen gemäßigteren Kurs und hofft, dass ihre Befürchtungen von Pfeiffer bald zerstreut werden. Sie setzt auf Dialog, wird jedoch genau im Auge behalten, ob der neue Prorektor die Interessen der Studierenden im Rektorat angemessen vertritt. Andernfalls werde sie entsprechende Maßnahmen ergreifen.

Doch wie lauten die Befürchtungen eigentlich? In der Senatssitzung vom 19. Juni befragten Studierende Pfeiffer zu Themen, die sein zukünftiges Ressort betreffen. Dabei gab er zu, dass er mit der Umstellung auf Bachelor-Master-Studiengänge, für

die er als Prorektor für Studium und Lehre verantwortlich sein wird, noch nicht vertraut sei. Jedoch traue er sich als Jurist die Einarbeitung in diese Themen zu. Die FSK hält einen Experten im Bologna-Prozess im Rektorat jedoch für äußerst wichtig.

Auch frühere Positionen Pfeiffers zur studentischen Mitbestimmung stoßen auf Kritik der FSK. Pfeiffer setze auf professorale Mehrheit in Gremien, auch bei der Verfügung über private studentische Mittel, die Studiengebühren. In seiner Amtszeit als Dekan der Juristischen Fakultät stellte er sich gegen eine

Pfeiffer setzt sich mit diesen Vorwürfen auseinander. Das Argument „Bologna-Prozess“ hält er für nicht relevant. Er habe sich schon mit der Umstellung auf Bachelor und Master in der Juristischen Fakultät auseinandergesetzt und so einen Einblick und eine Ausgangsbasis gewonnen. Von seiner Meinung zu studentischer Mitarbeit in den Gremien wolle er jedoch nicht abrücken. Es gebe dazu einen Verfassungsgerichtsbeschluss aus Karlsruhe. Eine professorale Mehrheit in den Gremien hält Pfeiffer weiterhin für wichtig, auch wenn die Studiengebühren betroffen seien.

Pfeiffer betonte, dass er schon zweieinhalb Jahre Erfahrung als Dekan vorweisen könne und in einer Reihe von Universitätsgremien mitgewirkt habe. Dennoch räumte er ein, dass die Arbeit als Prorektor für Lehre und studentische Angelegenheiten für ihn „ein Sprung ins Dunkle“ sei. Das neue Rektorat sehe sich eher als Team, in dem jeder seine Erfahrung auf verschiedenen Gebieten zusammenbringe, so Pfeiffer. Er hoffe, die Befürchtungen seiner Skeptiker ausräumen zu können und unterstrich, dass er sich als Anwalt für die Studenten im Rektorat wahrnehme und dafür sorgen werde, dass die studentischen Angelegenheiten nicht unter den Tisch fallen. Pfeiffer wolle auf keinen Fall das Ganze aus dem Blick verlieren. „Im Idealfall widerspricht sich das nicht“, fügte er hinzu. Abschließend hob Pfeiffer hervor, dass er sich auf die vor ihm liegenden Aufgaben freue. An ihm solle die gute Zusammenarbeit mit der FSK nicht scheitern. (lfr)



Foto: Pressestelle

Prorektor in spe: Thomas Pfeiffer

gleiche Anzahl von Studenten und Professoren in den Studiengebührenkommissionen. „Wir haben deshalb wenig Hoffnung, dass sich der zukünftige Prorektor für Lehre und studentische Angelegenheiten für ein Mehr an studentischer Mitbestimmung einsetzen wird“, so ein FSK-Mitglied.



Bären-Treff® NEU • NEU • NEU
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Hauptstr. 144
Tel. u. Fax 06221/164209

Sommerhit!

Saure Pflirsich mit Fruchtfüllung
Obstsalat mit Fruchtstückchen

www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

Besser studieren mit Gebühren?

Was sich getan hat – Eure Meinung nach einem Semester:

Über acht Millionen Euro Studiengebühren habt Ihr der Uni überwiesen. Über die Verwendung des Geldes diskutieren Eure Fachschaftsvertreter mit den Professoren. Nach einem Semester erfahren die Heidelberger Studenten erste Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre: Biblio-

theken sind länger geöffnet, Studenten bereiten sich in zusätzlichen Tutorien besser auf Prüfungen vor und manche Institute bezahlen sogar Vorlesungsskripte. Doch haben sich die 500 Euro Campusmaut dafür gelohnt? Der ruprecht hat nachgefragt.



Elena (21), Übersetzen und Dolmetschen:

„Die Ausstattung meines Instituts hat sich überhaupt nicht verändert! Die Öffnungszeiten der UB sind zwar gut, reichen aber nicht aus. Ich finde es außerdem nicht richtig, dass ausländische Studierende auch Studiengebühren zahlen müssen.“



Lukas (22), VWL:

„Mir fällt da die neue Computerausstattung im Alfred-Weber-Institut ein. Außerdem ist die Institutsbibliothek länger geöffnet. Nach wie vor haben wir aber das Problem überfüllter Hörsäle und müssen uns schon 20 Minuten vor Beginn der Vorlesung um einen Platz kümmern.“



Rostislav (21), Physik:

„Nervig sind die überfüllten Seminarräume. Mit bis zu acht Studenten pro Versuchstisch können wir nicht sinnvoll üben. Andererseits sind unsere Studiengebühren im internationalen Vergleich eher gering und sichern uns Konkurrenzfähigkeit zu amerikanischen Universitäten.“



Konrad (20), Biologie:

„Es gibt ein paar zusätzliche Praktika-Angebote, die aber noch ausgebaut werden müssten. Ich denke, dass das Problem zu langsam angegangen wurde. Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass viele unserer Computer veraltet sind. Wir haben aber neue Mikroskope bekommen.“



Julia (22), Sonderpädagogik:

„Die neuen Öffnungszeiten der UB und die neuen Tutorien fallen mir positiv auf. Als negativ empfinde ich die überfüllten Seminarräume. Durch zusätzliche Lehrveranstaltungen sollte gewährleistet sein, dass jeder Student sein Studium in der Regelstudienzeit absolvieren kann.“



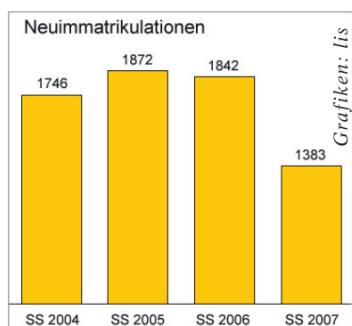
Anna (22), Zahnmedizin:

„Die Schaffung neuer Kurse ist toll. Es gibt ein zusätzliches Biochemietutorium und wir haben neue Mikroskope. Anfangs war ich gegen die Studiengebühren. Jetzt merke ich, dass auch ich von ihnen profitiere, vor allem durch die bessere Institutsausstattung.“

Mehr Platz im Hörsaal?

30 Prozent weniger Studienanfänger in Heidelberg

Die Zahl der Studienanfänger an der Uni Heidelberg ist im Sommersemester 2007 um etwa 30 Prozent gesunken. Zum aktuellen Semester haben sich 1383 Studenten immatrikuliert. Im Sommersemester 2006 waren es noch 1842.



Rückgang der Neuimmatrikulationen an der Uni Heidelberg

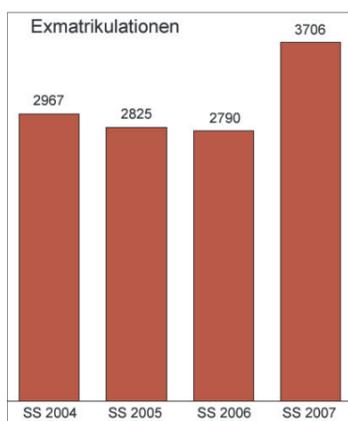
Der verhältnismäßig starke Rückgang sei ein bundesweiter Trend, sagt Andreas Barz, Leiter des Dezernats für Studium und Lehre: „Mögliche Erklärungen für den Rückgang der Erstsemester sind die steigende Zahl der Zulassungsbeschränkungen und die Tatsache, dass man in immer mehr Fächern nur noch zum Wintersemester einsteigen kann.“ Der entscheidende Punkt sei aber die endgültige Umstellung auf Bachelor und Master dieses Wintersemesters. Auch an anderen Universitäten habe sich kurz vor der Umstellung gezeigt: „Niemand studiert gerne ein Auslaufmodell.“

Der „Arbeitskreis (AK) Studiengebühren“ diskutiert derweil andere Gründe für den Einbruch der Zahlen. „Die Einführung der Studiengebühren hat auch ihren Teil dazu beigetragen“, meint AK-Mitglied Stefan Korn. Viel entscheidender als die Studierendenzahlen sei aber die Sozialerhebung des

Studentenwerks. Sie werde aufzeigen, ob der ohnehin schon geringe Prozentsatz an Studierenden aus sozial schwächeren Schichten (acht Prozent) noch weiter zurückgehe.

Auch die Exmatrikulationsrate hat sich verändert: Die Zahl der Abmeldungen von der Ruperto Carola ist um 33 Prozent gestiegen. Als Auslöser nennt Barz die Studiengebühren. „Viele Studenten exmatrikulieren sich jetzt so früh wie möglich, um 500 Euro zu sparen, da die Prüfungszeit als Beurlaubungsgrund gestrichen wurde.“ Das könne aber auch nach hinten losgehen, warnt Barz. Wer dann durch die Abschlussprüfungen falle, habe ein Problem: „Einmal exmatrikuliert, hat ein Studierender keinen Anspruch mehr auf einen Studienplatz.“

„Dass ein Student, wenn möglich, 500 Euro spart, ist nichts Unnatür-



Anstieg der Exmatrikulationen an der Uni Heidelberg

liches“, sagt Barz. „Die Prognosen sagen, dass durch geburtenstarke Jahrgänge die Zahl der Studierenden bis 2012 steigen wird. Um leere Hörsäle wird man sich also nicht sorgen müssen.“

500 Euro später

Fortsetzung von Seite 1: Ein Blick in die Institute

„Professor Löwe finanziert mit dem Geld eine Stelle an seinem Seminar für Osteuropäische Geschichte (SOG)“, mutmaßen einige FSK-Mitglieder. Denn der in der „provisorischen Kommission“ besprochene Vorschlag sieht die Besetzung der EPG-Stelle mit einer Dozentin vor, die dem SOG angehört.

Löwe, der diese Einrichtung leitet, setzte dies als Dekan der Philosophischen Fakultät durch. Auf Anfrage versichert er: „Ich habe keinen Einfluss auf den Entscheidungsprozess genommen, sondern nur die Vorschläge der provisorischen Kommission umgesetzt.“ Außerdem befasse sich die geschaffene Stelle ausschließlich mit EPG-Aufgaben, wie auch Brunn bestätigt.

Aus Sicht von FSK-Mitgliedern werden von dieser Stelle allerdings zu wenige EPG-Lehrveranstaltungen angeboten. Für sie sieht es daher so aus, als würde mit den EPG-Studiengebühren Forschung am SOG bezahlt. Dabei seien die Gelder doch eigentlich zur Ausbildung der Lehramtsstudenten bestimmt.

Ab kommendem Semester soll es eine Regelung für die Verwendung der EPG-Studiengebühren geben. Der Senat setzt voraussichtlich ab September eine Unterkommission ein. Diese soll ein Vorschlagsrecht für die Verwendung der Mittel bekommen und sich mehrheitlich aus Studierendenvertretern zusammensetzen. „Wir hoffen, dass bis dahin die studentische Mitbestimmung nicht wieder umgangen wird“, so ein Sprecher der Fachschafts-Konferenz.

Auch in den beratenden Kommissionen zur Verwendung der Studiengebühren auf Fächerebene kam es mancherorts zu beträch-

chen Reibungen. In einigen Fächern mussten sich die studentischen Kommissionsmitglieder ihre Anerkennung bei der Institutsleitung erst erkämpfen.

Die Slavisten durften anfangs nur über Vorlagen der Professoren abstimmen. Hintergrundangaben zu Kosten und bisherigen Haushalten des Instituts wurden ihnen zunächst verweigert. Mittlerweile sind sie aber zufrieden mit der Zusammenarbeit, wie Eva Thillman von der Fachschaft Slavistik versichert.

Die Psychologieprofessoren verhandelten studentische Vorschläge, die ihren eigenen Plänen widersprachen, nicht, wie vom Heidelberger Verteilungsmodell vorgesehen, in der beratenden

Kommission. Vielmehr brachten sie Alternativvorschläge im Fakultätsrat ein, von denen die studentischen Kommissionsmitglieder erst kurz vorher erfuhren. Mittlerweise haben sich aber auch dort die Wogen geglättet.

Ausgerechnet aus der Kommission der Politikwissenschaftler – eigentlich Experten für demokratische Verfahren – traten zwei Studierende aus, weil die Zusammenarbeit mit der Institutsleitung nicht möglich gewesen sei. Die Streitpunkte konnten hier jedoch auch ausgeräumt werden.

Es scheint, als müssten sich manche Professoren erst einmal daran gewöhnen, dass die Studierenden jetzt die Lehre aktiv inhaltlich mitgestalten können. (cst)

kommt zusammen
DeltaConnectionSessions No.1
so klingt vorne

- 01_Get Well Soon
- 02_Muso feat. Mr. Mar
- 03_[mellow]
- 04_The Grand Mirage
- 05_Bullmeister
- 06_Feromon
- 07_Dr. Woggle & The Radio
- 08_Maike Rosa Vogel
- 09_Toni L. & Safarisounds
- 10_Mikroboy
- 11_Rome Asleep
- 12_Popgear
- 13_Chilli & Def Kay
- 14_Moritz von Pein

Ab Juni im Handel ...

mit Unterstützung von **BASF** The Chemical Company
Medienpartner **GODELTA.DE**
meier **rodenstein Records**

Wenn Mama im Ausland forscht

Im „KidsClub“ sind Kinder von Gastwissenschaftlern gut aufgehoben

Der „KidsClub“ im Neuenheimer Feld 370 bietet eine Spielumgebung für Kinder von Gastwissenschaftlern. Das vom universitären Kinderhaus verwaltete Projekt sichert der Ruperto Carola Standortvorteile. Mit der Einrichtung der Räume kam das Gästehaus der Uni der großen Nachfrage nach und eröffnete den Kidsclub am 8. Mai dieses Jahres.

„Viele Wissenschaftler kommen mit ihrer Familie nach Heidelberg und auch der Frauenanteil unter den Forschern ist angestiegen“, sagt Dr. Gabi Thiekötter, Leiterin der Abteilung Beziehungspflege. Räume für Kinder seien für die Qualität des Standortes von großer Bedeutung, da Kindergärten oft keine stundenweise Betreuung anbieten können. Auch Alessandra Monti Kost, Leiterin des Kindergartens „Die Wichtel“, begrüßt die Eröffnung des „KidsClub“: „Schließlich gebe es für feste Kindergartenplätze häufig lange Wartelisten, und ein Vormerken der Plätze sei mit hohen Kosten verbunden.“

Der „KidsClub“ stellt dabei lediglich die Räumlichkeiten zum Spielen. Für die Betreuung der Kinder sorgen die Eltern selbst, indem sie Au-pair-Mädchen mit nach Heidelberg bringen oder eine Tagesmutter beschäftigen. Momentan leben etwa 30 Kinder verschiedenen Alters mit ihren Familien in einem der uni-



Foto: kbl, Zeichnung: www.st-georg-wallduern.de

Sprachbarrieren? Gibt's nur bei den Großen: „Hier spielen chinesische Kinder mit Kindern aus Norwegen.“

versitären Gästehäuser. Dennoch ist der „KidsClub“ nicht während der gesamten Öffnungszeiten ausgelastet. Dies erklärt sich Thiekötter vor allem dadurch, dass die Kinder im Sommer lieber draußen spielen und dass zudem im Untergeschoss

noch gebaut wird. Dort soll ein multifunktionaler Raum entstehen, den Kinder und Jugendliche später für das Erledigen der Hausaufgaben nutzen können. Auch eine Nutzung der Räumlichkeiten für Vorträge wäre laut Dezernent

Jochen Ridinger denkbar. Vom Untergeschoss soll zukünftig auch ein Durchgang zu einem internationalen Begegnungszentrum führen. Dort betreuen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gruppe „Partner für internationale

Freundschaft“ Gastwissenschaftler und deren Familien.

Wo unter Erwachsenen leicht Sprachbarrieren entstehen können, gehen Kinder völlig anders miteinander um: „Hier spielen chinesische Kinder mit Kindern aus Norwegen. Zwar können sie sich nicht unterhalten, aber sie verstehen sich trotzdem“, sagt Dr. Gabi Thiekötter.

Bei den Kindern kommt der „KidsClub“ gut an. So lassen einige ihr Lieblingsspielzeug als Abschiedsgeschenk dort zurück oder kümmern sich mit großer Sorgfalt um die Plüschtiere. Am begehrtesten ist bei den Kindern der große Weltatlas: „Dort zeigen die Kinder ihren Spielkameraden ihr Herkunftsland“, so Jochen Ridinger.

Die Kosten für den Kauf der Räumlichkeiten und den Bau des „KidsClub“ beliefen sich auf etwa eine Million Euro. Träger und Eigentümer des „KidsClub“ ist die Stiftung des Unterländer Studienfonds. An den Kosten beteiligten sich außerdem der Verein der Freunde sowie die Stiftung der Universität Heidelberg.

Um auch die Betreuung der jüngsten Kinder noch weiter zu verbessern, soll die Kinderkrippe des Kinderhauses um 20 Plätze erweitert werden. Dort werden in Zukunft Wissenschaftlerkinder im Alter von bis zu drei Jahren betreut. (kbl)

> RNZ-Studenten-Abo

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG
DABEI SEIN!

Studentenfutter.

Das Extra-Abo der RNZ.



Extrem günstig, extrem reichhaltig:
das Studentenabo der RNZ

Für nur 14,80 Euro im Monat kompetente Berichterstattung aus der Region, Deutschland und der Welt. Einfach Coupon ausfüllen und an 06221 - 51 93 85 faxen, bei unseren Geschäftsstellen abgeben oder per Post an: Rhein-Neckar-Zeitung, Postfach 10 45 06, 69035 Heidelberg

VERTRAUENS-GARANTIE

Ich bestelle zum _____ von den rechts genannten Titeln die hier ortsübliche werktäglich erscheinende RNZ-Ausgabe zum günstigen Studententarif durch Zusteller (derzeit monatlich 14,80 Euro einschl. 7% Mehrwertsteuer). Dieses Angebot kann nur gegen Vorlage einer gültigen Immatrikulationsbescheinigung gewährt werden. Abbestellung nur zum Quartalsende, 6 Wochen vorher schriftlich beim Verlag. Bei Bezugsunterbrechung wird Bezugsgeld ab dem 4. Erscheinungstag erstattet. Bei Störung durch höhere Gewalt, Streik, Aussperrung besteht kein Ersatzanspruch.

Ich kann meine Bestellung innerhalb 2 Wochen beim Verlag schriftlich widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs (Poststempel). Widerruf an: Rhein-Neckar-Zeitung GmbH, Neugasse 2, 69117 Heidelberg, Tel.: 06221/519-380, Fax: 06221/519385, Internet www.rnz.de, Geschäftsführer: Winfried Knorr, Inge Höltzcke, Joachim Knorr. Handels-Reg-Nr. HRB 330117

Für Ihre Unterlagen



BESTELL-COUPON

Ich bestelle zum _____ die hier ortsübliche werktäglich erscheinende RNZ-Ausgabe zum günstigen Studententarif durch Zusteller (derzeit monatlich 14,80 Euro einschl. 7% Mehrwertsteuer). Dieses Angebot kann nur gegen Vorlage einer gültigen Immatrikulationsbescheinigung gewährt werden. Abbestellung nur zum Quartalsende, 6 Wochen vorher schriftlich beim Verlag. Bei Bezugsunterbrechung wird Bezugsgeld ab dem 4. Erscheinungstag erstattet. Bei Störung durch höhere Gewalt, Streik, Aussperrung besteht kein Ersatzanspruch. Ich kann meine Bestellung innerhalb 2 Wochen beim Verlag schriftlich widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs (Poststempel).

Frau Herr Vorname _____ Nachname _____ Straße/Nr _____

PLZ/Ort _____ Telefon _____ / _____ Geburtsdatum _____

E-Mail _____

Bezugsgeld bitte monatlich bei Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos im Lastschriftverfahren einziehen:

Geldinstitut _____ BLZ _____ Konto _____

Ort, Datum _____ Unterschrift des Bestellers _____

Heidelberger Nachrichten · Sinsheimer Nachrichten · Mosbacher Nachrichten · Bergstraße/Mannheim · Wieslocher Nachrichten/Walldorfer Rundschau · Weinheimer Rundschau
Eberbacher Nachrichten · Bad Rappenauer Bote/Eppinger Nachrichten · Schwetzinger Nachrichten

Von Malern und Tänzern

Letzter Teil der ruprecht-Serie „Hip-Hop in Heidelberg“

Obwohl überall Graffiti die Wände von Heidelberg zieren, bleiben deren Schöpfer Phantome aus dem Untergrund; kaum einer wagt sich an die Öffentlichkeit. Dagegen zeigen Breaker hin und wieder ihr Können am Bismarckplatz.

Das Haus der Jugend dient, damals wie heute, als Treffpunkt für alle, die ihren Körper dem Beat hingeben. Einer davon ist **Jones**, der dem Breaken vor sechs Jahren verfiel. Nach zwei Breakdance-Workshops packte ihn das Tanzfieber und seitdem trainiert er täglich. Ihn prägte noch die alte Hip-Hop-Kultur. Doch heute scheint es ihm, als würden die „B-Boys“ an den Rand gedrängt werden. „Es gibt kaum noch Veranstaltungen, wo man wirklich sieht, dass es eine einzige Kultur ist. Die meisten gehen nur wegen der Rapper zu

einer Jam und die Breaker bekommen irgendwo eine viel zu kleine Tanzfläche.“ Für ihn ist Breakdance definitiv ein Teil von Hip-Hop, aber für viele Rapkonsumenten nicht: „Die Kultur hat sich im Laufe der Jahre aufgesplittet.“

Junge Tänzer sind selten. Das könnte daran liegen, dass der Nachwuchs sich nicht traut, an die Erfahrenen heranzutreten, um Fragen zu stellen. Es gibt keinen „Trainer“ und neue Moves bringt man sich gegenseitig bei oder schnappt sie in Videos auf. Feste Crews existieren schon länger nicht mehr, dennoch entstehen gemeinsame Projekte: Zum Beispiel das selbst choreographierte Theaterstück von Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“.

Von offiziellen Breakdance-Meisterschaften hält Jones nichts, da die Tänzer aus Tanzschulen kommen,

ihre Fähigkeiten nicht auf der Straße erworben haben und nichts mit B-Boying zu tun haben.

Selten sind B-Girls in diesem rauen Tanzsport zu finden. **Recon** stört diese Tatsache allerdings wenig. Sie hat schon in ihrer Heimat Kapstadt nur mit Jungs getanzt. Weil ihr die flüssigen Tanzbewegungen so gut gefielen, übte sie die ersten Schritte in einer Gruppe ihrer Uni. Ihre Doktorarbeit, die sie am European Molecular Biology Laboratory (EMBL) schreibt, brachte sie im Oktober 2006 nach Heidelberg. Sie hielt sofort Ausschau nach B-Boys und machte nach kurzer Zeit das Haus der Jugend ausfindig. Hier stellten sich die Weichen zu der Weinheimer Crew **Loco Motivez**, mit denen sie trainiert und auftritt.

Ihre Wurzeln liegen im Turnen, was bei manchen Moves hilfreich ist. Aber wenn sie Spezielles in Sachen „Footwork“ wissen möchte, fragt sie die anderen: „Man kann schauen, was andere machen, aber es ist wichtig seinen eigenen Stil zu finden und ihn nicht von anderen zu kopieren.“ Denn plumpes Imitieren, genannt „bitten“, verstößt gegen den Tänzerkodex.

Für **Dennis** hat Tanzen eine ganz spezielle Bedeutung. Nachdem in den letzten Jahren vieles „ziemlich übel lief“, war das Breaken für ihn die Chance, wieder Struktur in sein Leben zu bringen. Seit fünf

Jahren übt Dennis seine Moves. Früher noch in Neckargemünd, kommt er nun seit einem Jahr in das Jugendzentrum.

Er mag, dass es beim Breakdance keine Regeln gibt, lediglich „Wannabes“ stören den athletischen 26-jährigen. „Man muss selbst kreativ sein“, fasst er seine Sicht über die Hip-Hop-Kultur zusammen. Dennis mag insbesondere Powermoves, das sind kraftvolle Drehungen, und sein Rotieren und Wirbeln erinnert an die Kür eines Kunstturners. „Footwork“ oder Tanzstile wie „Electric Boogie“ mag er weniger und dies ist vielleicht auch der Grund, weshalb er seine Fähigkeiten noch nicht in Battles präsentiert hat.

Das ambivalenteste Verhältnis zur Öffentlichkeit besitzen innerhalb der Hip-Hop-Kultur die Graffiti-Künstler. Eine fortwährende Diskussion über Grenzen der Kunst, Illegalität und Sachbeschädigung drängt sie in den Untergrund und entsprechend schwierig gestaltet sich die Kontaktaufnahme. **Black117** aus Heidelberg gibt schließlich Einblick in dieses Element.

Auch in diesem Bereich kann Heidelberg auf eine lange Tradition zurückblicken und Künstler wie **Kane**, **TPM Crew**, **Wild Punks**, und die **Illheads** etablierten einen guten Ruf innerhalb der Szene.

Heute verdeutlichen Anlaufstellen wie der Montana Store in der Plöck



Foto: jsb

oder das Heidelberger Graffiti Magazin „Most Wanted“ die lokale Szene. Was aber fehlt, sind legale Flächen, die besprüht werden dürfen, so genannte „Walls of Fame“. In Heidelberg kommen auf die zwei legalen Flächen am Skatepark und am Messplatz geschätzte 40 Writer. Legales Üben wird so unmöglich.

Für **Black117** hat sich Sprühen aus dem Hip-Hop-Kosmos weitgehend gelöst und zu einer autarken Kunstform entwickelt, die auch ohne die anderen Elemente auskommt. „Die meisten Sprüher, die ich kenne, hören keinen Hip-Hop und haben auch sonst nichts damit zu tun“, stellt **Black117** fest. Spaß, Freundschaft aber auch „Fame“ (Anerkennung durch andere Sprüher), sind wichtiger als die Orientierung an einer Hip-Hop-Kultur, die sich für viele Sprüher in eine falsche Richtung entwickelt hat.

„Heute kaufst du dir Hip-Hop, trägst XL-Shirts und eine goldene Kette, auf der *Motherfucker* steht. Mal ehrlich: Das hat nicht mehr viel mit Hip-Hop zu tun“, so die nüchterne Bilanz von **Black117**. (jsb, kk)



Graffiti auf Zügen: Sachbeschädigung oder Kunst?

Fotos: privat

Stolpern zum Gedenken

Heidelberg will keine „Stolpersteine“ für Nazi-Opfer

Wer seit Mai dieses Jahres gedankenverloren durch die Mannheimer Quadrate schlendert, der könnte auf ein metallenes Glitzern im Gehweg aufmerksam werden. Schaut man genauer hin, stellt man fest, dass es sich dabei um die sogenannten „Stolpersteine“ des Künstlers Gunter Demnig handelt.

Diese in den Bürgersteig eingelassenen Gedenktafeln aus Messing sollen an die Opfer des Nationalsozialismus erinnern. Sie werden vor dem letzten Wohnort der Menschen verlegt, die von den Nazis abgeholt und häufig in Konzentrationslager verschleppt wurden.

Auf den kleinen Metallplatten stehen die Namen von Juden, Sinti, Roma, Homosexuellen und anderen im Nationalsozialismus verfolgten Bevölkerungsgruppen. Auch das Geburts- und Sterbedatum und der Ort, an dem die Menschen starben, ist auf den „Stolpersteinen“ angegeben. Auf den vor einem Haus in der Mannheimer Innenstadt verlegten Gedenktafeln liest man unter anderem „Auschwitz“ und „Theresienstadt“.

1997 verlegte Demnig die ersten „Stolpersteine“ in Berlin-Kreuzberg, damals noch ohne Genehmigung. Mittlerweile hat er über 9000 Steine in mehr als 190 Ortschaften verlegt. Heidelberg ist nicht dabei.

Dem Antrag von der Grünen Alternativen Liste (GAL) und

der FDP, auch in Heidelberg die Tafeln verlegen zu lassen, wurde nicht stattgegeben. Die ehemalige Oberbürgermeisterin Beate Weber sprach sich im letzten Jahr gegen die „Stolpersteine“ als Form des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus aus.

Hans-Martin Mumm, Leiter des Kulturamtes Heidelberg, meint hierzu: „Die Entscheidung der Stadt richtet sich nach den Empfehlungen der Sinti und Roma und der Heidelberger Juden.“ Diese hätten sich gegen die „Stolpersteine“ ausgesprochen, da sie diese Art des Gedenkens nicht angemessen fänden.

Es wurde vor allem das Verlegen der „Stolpersteine“ in den Boden stark kritisiert.

Schlimm sei für die Betroffenen, dass die Namen der Opfer mit Füßen getreten und verschmutzt werden, so Frank Reuter, Historiker des Zentralrates deutscher Sinti und Roma.

Die Stadt Heidelberg war zudem der Meinung, dass der Begriff „Stolpersteine“ für die Gedenktafeln eine unglückliche Wortwahl darstelle.

Bis ein neuer Antrag bei der Stadt gestellt wird, bleibt die Entscheidung unter der ehemaligen Oberbürgermeisterin Beate Weber, die „Stolpersteine“ in Heidelberg nicht zu verlegen, bestehen. (cgn, jeg)

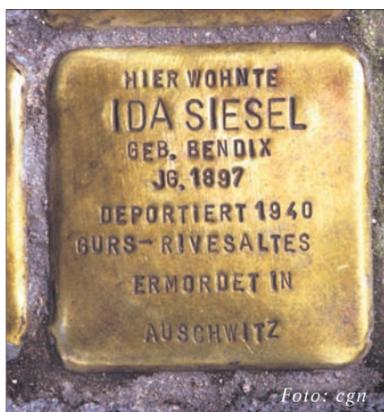


Foto: cgn

Stein zum Gedenken an ein Nazi-Opfer

heidelberger profil

Der Postkarten-Moment

Will man etwas über die Künstlerin Barbara Hohenadl erfahren, muss man einfach in den Geschäften der Heidelberger Altstadt vorbeischaun. Lange Erklärungen sind hier unnötig: „Ah, die Barbara, ja die ist erst vor kurzem vorbeigekommen“, erzählen viele Geschäftsinhaber. Für sie ist die freischaffende Fotojournalistin aus Heilbronn längst ein Teil ihrer Stadt. Sie streift durch die Gassen der Altstadt und fängt die Menschen ihrer Umgebung mit der Kamera ein. Normale Menschen auf der Straße. Kinder, die sich im Kreis drehen, junge Frauen die in die Kamera strahlen oder Handwerker bei ihrer Arbeit.

„Von mir gibt es eine Postkarte“, lacht Tina Skanda, Besitzerin des Friseursalons in der Ingramstraße, „und ich bin ausverkauft!“ Wie ihr geht es auch vielen anderen Altstädtern. Sie finden ihr Bild auf Postkarten in Heidelberger Buchläden oder in den Fotobüchern „Fremd und vertraut“.

Betrachtet man die Bilder länger, beginnt man sich zu fragen, wie diese Menschen leben, wo sie gerade sind und wie sie sich verändert haben. Sie sind keine unerreichbaren Titelschönheiten. „Gestellte Fotos berühren uns nicht“, sagt die Germanistin und Kunsthistorikerin Hohenadl. „So

hat mich die Werbung und die Studiofotografie nie interessiert.“ Ihre schwarz-weißen Aufnahmen sind direkt aus dem Leben gegriffen. Ist jemand ganz in seine Arbeit versunken, dann ist das ein Moment, in dem er ganz er selbst ist. Bin ich in so einem

Moment da, dann ist es ein Glück und es kann ein Bild werden“, beschreibt die Fotografin dieses Gefühl.

Zwar war sie lange Zeit in der Kunstvermittlung tätig, organisierte Ausstellungen und schrieb Katalogbeiträge. Doch rückte die Fotografie schließlich wieder in den Mittelpunkt ihres Interesses. „Fotografie war seit der Jugend mein Weg auszudrücken, was ich wahrnahm“, sagt sie. Den letzten Anstoß, ihre Leidenschaft doch noch zum Beruf zu machen gab ihr das Zusammentreffen mit einer Fotografin, die selbst erst spät mit der Fotografie begonnen hat.

Barbara Hohenadl „schaut in den Menschen hinein“, erzählt Skanda. Kein Wunder, dass die zweifache Mutter in der Altstadt so gerne gesehen ist. Sie ist eine Künstlerin, die sich durch ihre Nähe zu Menschen und ihrem Alltag auszeichnet. Die Kamera, so erklärt sie, sei ihr liebstes Ausdrucksmittel, „sie erlaubt große Nähe bei aller Zurückhaltung“. (jeg)



Foto: Stefan Hohenadl

Postkartenkünstlerin Barbara Hohenadl mit Tochter

„Ich habe schon immer mit mehr Dingen angefangen als aufgehört. Als ich sah, dass Freunde nach dem Studium planlos waren, erschien mir das Fertigwerden unattraktiv.“

Daniel ist 35 Jahre alt und studiert seit 28 Semestern Politikwissenschaft und Soziologie. Derzeit schreibt er an seiner Magisterarbeit. Daniel ist einer von vielen Studierenden, die unter Aufschiebeverhalten leiden oder, wie es die Wissenschaft nennt, unter Prokrastination. Frei nach dem *Mañana*-Prinzip „Morgen ist auch noch ein Tag“ vermeiden es Aufschieber, sich ihren Aufgaben zu stellen und erledigen stattdessen andere Sachen: Der Geschirrberg in der Küche gewinnt an Attraktivität, das Bad braucht eine Grundreinigung. In allen Lebensbereichen schieben Menschen Dinge vor sich her: Arzttermine, die Steuerklärung, Anrufe, Reparaturen, sogar Sex. Es gibt immer einen Grund aufzuschieben – es ist die Domäne des Eskapismus, der Ausreden und des geschickten Selbstbetrugs.

Besonders betroffen von „Aufschieberitis“ sind Studierende. In wissenschaftlichen Untersuchungen geben etwa 70 Prozent der Studierenden an, regelmäßig Pflichten aufzuschieben. 25 Prozent von ihnen sind „harte“ Aufschieber. Dass gerade Studierende gerne aufschieben, liegt vor allem daran, dass Termine häufig in ferner Zukunft liegen. „Aufgeschoben habe ich vor jedem Referat und jeder Hausarbeit. Ich habe immer alles auf den letzten Drücker gemacht“, bestätigt Langzeitstudent Daniel.

Die Gefahr, von universitären Aufgaben abgelenkt zu werden, ist groß. „Nach der Zwischenprüfung verlor ich das Studium aus den Augen“, sagt Daniel. Er habe viel gejobbt, nebenher studiert. In der Mitte des Studiums habe er am meisten geschoben. „Ich dachte damals, ich warte erstmal auf eine gute Idee für die Magisterarbeit.“

„Des Teufels
liebstes Möbelstück
ist die lange Bank.“

Wer kennt das nicht?
In Prüfungszeiten
erscheinen selbst
unliebsame Aufgaben
plötzlich attraktiv.



Foto: seb

„Morgen aber echt“

Wenn das Aufschieben chronisch wird

Auch eine Studie der Psychologinnen Inga Opitz und Julia Patzelt von der Universität Münster verdeutlicht, dass vor allem Studierende von Prokrastination betroffen sind. Sie zeigt: Besonders anfällig für Aufschiebeverhalten sind Geisteswissenschaftler. In unstrukturierten Fächern wie Germanistik oder Anglistik wird häufiger aufgeschoben als in Fächern mit kontinuierlicher Leistungsprüfung. Ein weiteres Ergebnis: Unter den Aufschiebern befinden sich mehr Männer als Frauen. Sie neigen eher zu Startschwierigkeiten und leiden unter Planungsproblemen.

Aber warum schieben wir auf? „Menschen sind ökonomische Wesen und versuchen, ihre Energie sparsam

einzusetzen“, sagt Professor Funke vom Psychologischen Institut der Universität Heidelberg. Aufschieben funktioniert dann wie ein Selbstschutz, der vor Ängsten, insbesondere des Versagens, schützt. Auch aus Trotz, Ärger, Perfektionismus, Scham, Abhängigkeit, Ohnmacht oder aus Minderwertigkeitsgefühlen schieben Menschen auf.

Chronische „Prokrastinatoren“ geraten in einen Teufelskreis aus Angst und Druck, setzen sich immer neue Fristen und lassen diese wieder verstreichen. Vorsätze zu mehr Selbstdisziplin erzeugen weitere Negativgefühle. Spätestens wenn sich der Leidensdruck der Betroffenen in Qual verwandelt, wird „Aufschieberitis“ zu einem ernsthaften

Problem. Der „harte“ Aufschieber gerät zusätzlich mit seinen Mitmenschen in Konflikt. Auch Daniel hat negative Erfahrungen gesammelt. „Da wo ich herkomme haben mich die Nachbarn oft gefragt: Studierst du denn immer noch?“

Was hilft also gegen die „Aufschieberitis“? Laut Hans-Werner Rückert, Diplompsychologe, besteht der erste Schritt in einer veränderten Selbstwahrnehmung: sich selbst nicht mehr als Aufschieber abzustempeln, stattdessen klare Ziele zu setzen und sich bei Erreichung zu belohnen. Wichtig ist auch das Ausschalten von Störfaktoren. Also Telefon ausschalten, Fernbedienung weglegen und E-Mail-Programm schließen.

Das Forschungsgebiet rund um die Prokrastination ist noch jung und wurde erst in den letzten 20 Jahren von der Wissenschaft entdeckt. Der Psychologie-Professor Joe Ferrari vertritt die These, dass unsere Gesellschaft nicht nur Prokrastination erlaubt, sondern sogar dazu ermutigt und dieses Verhalten belohnt. Er verweist auf die Schlummertaste, die seit 50 Jahren in Wecker integriert ist. Aufschiebeverhalten sei das Ergebnis gesellschaftlicher Lernprozesse. Und dennoch: Aufschieber zahlen einen hohen Preis. „Unsere Just-In-Time Gesellschaft toleriert keine Nachlässigkeiten. Die Kunst besteht eher darin, sich zu entspannen und aus dem Getriebe, in dem man steckt, herauszuziehen“, sagt Funke.

Aber an der Prokrastination ist nicht alles schlecht. In einer neueren Studie „Rethinking Procrastination“ gelangen die Autoren zu dem Ergebnis, dass sich aktives Prokrastinationsverhalten sogar positiv auf Einstellung und Leistung auswirkt. Während viele aus Ängsten Aufgaben vermeiden, entscheiden sich aktive „Prokrastinatoren“ freiwillig für ein Aufschieben, um unter dem notwendigen Druck arbeiten zu können. Sie passen sich spontan ihrer Umgebung an, meistern neue Herausforderungen und können effizienter arbeiten.

Wer also an Aufschiebeverhalten leidet, der muss nicht gleich verzweifeln. Auch Daniel hat einen Weg gefunden. „Bei meiner Magisterarbeit schiebe ich nicht mehr auf. Irgendwann will ich mich schließlich Politikwissenschaftler nennen und mich nicht nur so fühlen.“ Dann fügt er hinzu: „Ich war schon immer ein großer Aufräumer, aber wenn ich jetzt Magisterarbeit schreibe, teile ich mir meinen Tag ein. Einen Tick aufgeräumter ist die Wohnung aber immer noch.“ (seb, sut)

Mehr Informationen zum Thema auf: www.ruprecht.de

„Arbeit muss keinen Spaß machen“

Fünf Fragen an den Leiter der Psychotherapeutischen Beratungsstelle der Universität Heidelberg, Prof. Rainer Holm-Hadulla.

Warum schieben wir auf?

Häufig sind mangelhafte Arbeitstechniken der Grund. Der Tag zwischen Arbeit, Freizeit und Zwischenzeit ist schlecht strukturiert. Oftmals liegen falsche Werte zugrunde. Wer sagt: „Arbeit muss Spaß machen“, schränkt sich selbst ein, da sie eben auch Anstrengung bedeutet. Ein dritter Grund für das Aufschiebeverhalten sind innere und äußere Konflikte. Protestverhalten

fällt darunter. Bei inneren Konflikten kommt es zur Selbstblockade, etwa aus Angst vor Erfolg. Jede produktive oder kreative Leistung ist auch ein Stück Einsamkeit.

Welche tieferen Ursachen hat das Aufschieben?

Sie liegen häufig in der Schulzeit oder in der frühen Kindheit. Die Arbeit der Erwachsenen ist eine Fortsetzung des kindlichen Spiels. Es kann sehr schön sein, sich in etwas zu vertiefen. Diesen Punkt erreicht nur, wer gelernt hat, innere Widerstände zu überwinden. Bei Kindern sorgen die Eltern für die

Einhaltung bestimmter Regeln. Erwachsene müssen das selbst übernehmen. Auch die Medienverwahrlosung spielt eine Rolle.

Wie fühlen sich Menschen, die wichtige Aufgaben ständig aufschieben?

Vielen geht es sehr schlecht bis hin zur Suizidalität. Es ist ein graduelles Phänomen. Leichte Prokrastination hat jeder; schwere kann zum Scheitern des Lebens führen.

Es gibt vier Typen: Die Perfektionisten, denen ihre Leistung nicht gut genug erscheint; die Instabilen, die einfach nicht stillsitzen können. Dann die große Gruppe der Ver-

wöhnten, die Anstrengung nicht akzeptieren wollen und schließlich die schlichtweg Überforderten.



Foto: privat

Welche Rolle spielt das Umfeld?

Für intellektuelle Arbeit wird man häufig nicht direkt belohnt. Daher

braucht man Menschen, die signalisieren, dass sich die Arbeit lohnt.

Wie können Betroffene das Problem überwinden?

Zentral ist die Entwicklung klarer Arbeitsstrukturen. Außerdem sind realistische Zielvorstellungen hilfreich. Betroffene sollten akzeptieren, dass nicht jede Arbeit zu unmittelbarer Befriedigung führt. Um das zu ertragen helfen Rituale und Belohnungsmechanismen.

Außerdem halte ich *deadlines* für sehr wichtig. Sie motivieren dazu, gleich mit der Arbeit zu beginnen. Ebenso bedeutsam sind kreative Pausen, in denen man nichts tut. Das gibt dem Gehirn Gelegenheit zur Erholung. (seb)

Ihr Service-Spezialist für Tinte, Toner, Papier & Co...

Tintenpatronen / Toner für alle Drucker, Faxgeräte, Kopierer usw.: Originalware (Brother, Canon, Epson, HP, Lexmark, Xerox), Alternativprodukte, Recycling / Rebuild-Produkte, Nachbauten

Normal-, Photo-, Spezial- und Plotterpapiere
von DIN A6 bis DIN A0 (auch Rollenware) von allen namhaften Herstellern, sowie günstige Alternativprodukte

> Nachfüll-Sets zum Selbstbefüllen
> professionelles Wiederbefüllen Ihrer Tintenpatronen
durch unser geschultes Personal

>>> Laser / Inkjet-Folien, Laminierfolien und Laminierservice bis A3 >>> CD- und DVD-Rohlinge & andere Datenträger >>> Drucker-, USB- und Netzwerkkabel

Öffnungszeiten: **Mo. - Mi. 10.00 - 19.00 Uhr**
Do. + Fr. bis 19.30 Uhr · Sa. 10.00 - 16.00 Uhr
Heidelberg · Rohrbacherstr. 6-8 · im Carré
Telefon 0 62 21 - 45 34 17 · Fax 0 62 21 - 45 34 19

HORN CITYSTORE Computerzubehör für alle Systeme zu Superpreisen!!!

outdoor adventure climbing alpin & more...

globetrotter outfitter
Plöck 73 69117 Heidelberg

...die Spezialisten für Outdoor – Trekking – Klettern
Alpinsport – Fernreisebedarf
Camping

Rucksäcke – Daypacks – Rucksäcke
Zelte – Tarps – Schlafsäcke – Biwaksäcke – Isomatten
Bergschuhe – Wanderschuhe – Sandalen – Kletterschuhe – Wüstenschuhe
GORE Funktionsjacken + Hosen – Fleeceprodukte – Regenjacken – Ponchos
Zip-Off Hosen – Vieltaschenwesten – Shorts – Hemden
Funktionsunterwäsche – Mützen – Wandersocken – Handschuhe
Kocher – Kochgeschirre – Flaschen – Benzin/Gas/Petroleum/Kerzenlaternen
Taschenlampen – Stirnlampen – Leuchtmittel
Multifunktionswerkzeuge – Höhenmesser – Kompass – Schritzzähler – GPS
Campingartikel – Picknickdecken – Hängematten
Hardware für Felsklettern + Klettersteigbedarf – Seile – Helme
Pickel – Steigeisen – Teleskopstöcke – Gamaschen
Wasserdichtes Reisezubehör – Dokumenten + Geldsicherung
...und vieles andere mehr.

Globetrotter - Plöck 73 - 69117 Heidelberg
Mo – Fr : 10 – 19 Uhr Sa: 10 – 18 Uhr
Tel: 06221/165484 – Fax: 06221/914144
e-mail: globetrotter.heidelberg@t-online.de

lichtspielhaus



Harry Potter und der Orden des Phönix



Foto: Warner Bros

Gemeinsam kämpft es sich besser gegen den Dunklen Lord.

Teil Fünf der Harry Potter-Reihe ist nun auch im Kino zu sehen. Die Handlung beschränkt sich dabei im Wesentlichen auf den Hauptplot:

Harry hat nicht nur den wiedererstarkten Lord Voldemort gegen sich, sondern auch den Großteil der magischen Welt. Nach dem Motto, dass nicht sein kann, was nicht sein darf, wird die Bedrohung durch Voldemort ignoriert und Harry als geistig verwirrter Lügner abgetan. Hilfe findet er nur bei seinen Freunden in Hogwarts und beim Orden des Phönix, einem Geheimbund, dem auch sein Patenonkel Sirius Black angehört.

Liebe zum Detail und witzige Einfälle finden sich an jeder Ecke. Wer beispielsweise denkt, es gebe keine Ähnlichkeit zwischen Harrys Freund Ron und fleischfressenden Knochenpferden, der wird eines Besseren belehrt. Es ist nur ein Detail, aber es macht Spaß.

Die altbekannten Schauspieler werden diesmal von sehenswerten Neuzugängen unterstützt, zum Beispiel Imelda Staunton. Mit ihrer Rolle der Dolores Umbridge erstet die spanische Inquisition wieder auf, allerdings komplett in Pink und mit Porzellankätzchen – und dadurch um so schrecklicher.

Was also ist der Grund dafür, dass der Film trotzdem nicht vollends begeistern kann?

Die Handlungsvielfalt, die den Reiz des Buches ausmacht, ist leider zum Großteil unter dem Schneidertisch gelandet. Wer nicht mit dem Buch vertraut ist, dem werden einige Geschehnisse im Film ein Rätsel sein. Vieles wurde auch unnötigerweise auf platte Massentauglichkeit umgeschrieben. Was um so qualvoller ist, wenn man direkt sehen kann, wie gut die verbleibende Originalhandlung umgesetzt wurde. Schade, da wäre mehr drin gewesen (vke)



Fata Morgana



Foto: stardust-filmverleih

Laura und Daniel verloren im Nirgendwo der marokkanischen Wüste.

Nach seinem bestandenen Staatsexamen in Jura beschließt Daniel (Matthias Schweighöfer) mit seiner Freundin Laura (Marie Zielcke) Urlaub im marokkanischen Agadir zu machen. Dort angekommen, begibt sich das abenteuerlustige Paar auf einen Trip in die Wüste. Auf ihrer Fahrt durch das weite Nichts kommen sie jedoch bereits nach kurzer Zeit von der Piste ab. Ohne jegliche Lebensmittelvorräte verbringt das junge Pärchen die erste Nacht in der Wüste.

Als ob Gott ihre Gebete erhört hätte, kommt ein dubioser Franzose (Jean-Hugues Anglade) vorbei, der vorgibt, ihnen zurück zum Hotel zu helfen. Er lockt sie in Wahrheit aber immer tiefer in die marokkanische Wüste.

Daniel stellt schon nach kurzer Zeit fest, dass mit diesem Franzosen irgendetwas nicht stimmt. Als wäre dies nicht schlimm genug, kommen sich Laura und der Franzose zum Leidwesen Daniels allmählich näher. Als er Wind davon bekommt, eskaliert die Situation. Es kommt mitten in der Wüste zum Duell zwischen

den beiden Männern, wobei Laura Daniel vor einer Messerattacke ihres neuen französischen Verehres nur retten kann, indem sie diesen mit einem Stein nieder schlägt.

In der Annahme, den aufdringlichen Unbekannten erschlagen zu haben, versuchen Laura und Daniel die Tat zu vertuschen, indem sie den leblosen Körper in der Wüste zurücklassen. Als sie schließlich das Hotel wieder erreichen, plagt Laura das schlechte Gewissen. Sie beschließen doch noch einmal zum Tatort zurückzufahren, finden jedoch nur noch das blutverschmierte Kopftuch des Unbekannten...

Die Erwartungen an den Streifen sind aufgrund der namhaften Schauspieler und der Auszeichnung mit dem „Förderpreis Deutscher Film Regie“ anfangs sehr hoch. Diese werden jedoch leider keinesfalls erfüllt. Die plumpe Handlung, kaum Szenenwechsel und ein fragwürdiges Ende werden wohl dafür sorgen, dass dieser Film von Regisseur Simon Groß kein „Sommerkassenschlager“ wird. (eep)



Clerks 2

Als Dante (Brian O'Halloran) eines Morgens die Rolläden seines Ladens „Quick Stop“ hochzieht, schlägt ihm ein Flammenmeer entgegen. Gemeinsam mit seinem Buddy Randall (Jeff Anderson) muss er nun im Fast-Food-Restaurant „Mooby's“ anheuern. Bald eröffnet sich für Dante jedoch die Möglichkeit, dieser Erniedrigung zu entrinnen: Sein neues Alphaweibchen Emma möchte ihn heiraten, mit ihm in ein gemeinsames Haus ziehen und dass er für die Firma ihres Vaters arbeitet.

Der Umzug nach Florida steht kurz bevor. Gäbe es da nicht die Betreiberin des „Mooby's“, Becky, in die sich Dante im Laufe des Films verliebt. Und seinen Freund Randall, der lieber wieder im „Quick Stop“ seine Asozialität ausleben würde.

Die Plot ist verständlich. Der Humor ist es leider nicht. Regisseur Kevin Smith („Dogma“) mag mit den für ihn typischen prominenten Gastauftritten (unter anderem Ben Affleck und Jason Lee) aufwarten. Die Kiffer Jay und Silent Bob mögen für manchen Kultfiguren darstellen, die nur durch ihre Präsenz Schenkelklopfer provozieren. Irgendwie mag der Film auch noch als nett durchgehen. Ein Film, bei dem man mal geistig abschalten kann. Dessen Protagonisten sind ein Leben ohne Askese und Zeitmanagement erahnen lassen. Lustig ist diese Komödie aber wohl nur für Eingeweihte und Pubertierende. Womöglich sind sie die Abnehmer für nackte Hintern an Fensterscheiben, vulgärste Wortwahl und pointelose Wortwechsel über versauerte Sexualpraktiken.

Wer belanglose Massenunterhaltung mit pubertärem Sexquatsch und Gemeinheiten schätzt, möge sich diesem Film hingeben. Vernunft und Schamgefühl dann aber bitte an der Kasse abgeben. (jso)

Verlorene Verführer

Tanztheater bei den Schlossfestspielen

Eigentlich ist es eine Liebesgeschichte, eine Episode aus Dantes „Göttlicher Komödie“. Francesca und Paolo lieben sich, ihr Mann ist eifersüchtig und tötet das Liebespaar. Soweit zur Handlung des Tanztheaterstücks „Der zweifelhafte Wunsch der Zärtlichkeit“, das den Juli über von der Truppe *physical virus collective* (pvc) bei den Schlossfestspielen gezeigt wird. Vier Tänzer und drei Schauspieler aus Heidelberg und aus Freiburg stehen bei pvc gemeinsam auf der Bühne. Seit längerer Zeit gibt es auf der Schlossruine nun wieder Tanz, „denn der gehört einfach zu jedem Theater dazu“, so Intendant Peter Spuhler.

Die vier tanzenden Figuren scheinen dem Wahnsinn verfallen. Mal werfen sie sich rasend vor Sinnlosigkeit an die Wände der Hölle, mal kämpft einer von ihnen verzweifelt mit einem Teppich, während die anderen tatenlos zusehen. Doch haben sie in ihren schwarzen Lederkostümen auch etwas Teuflich-Verführerisches an sich. In einer Mischung aus heiterer Selbstvergessenheit und drolliger Publikumsbezogenheit werden sie zu ausdrucksstarken Persönlichkeiten. Im Hintergrund irren die drei Schauspieler über die Bühne. Während einer von ihnen in einem „Himmel-und-Hölle-Spiel“ hüpf und dabei die Existenz und die Güte Gottes zu beweisen ver-

sucht, klagt der Zweite lauthals die „Übertretungen“ seines Freundes an. Choreograph Graham Smith hat sich den surrealistischen Regisseur David



Foto: Stadttheater Heidelberg

Höllisch gute Akrobatik, dargeboten von pvc

Lynch zum Vorbild genommen. Es geht ihm darum, die Hölle auf Erden zu zeigen, unabhängig von einer klaren Zuordnung der Charaktere. So muss der Festspielbesucher mit mehreren Interpretationsvarianten rechnen; doch um so gespannter darf er auf die Darbietung sein. (cos)

Keine Kunst im Verein

Gratwanderung zwischen Kult und Trash

Im Heidelberger Kunstverein gibt es jetzt angeblich „Nicht-Kunst“ zu sehen. In der Ausstellung *re-dis-play* treffen Antiquitäten auf Banali-



Foto: HDKV

„Wolpertinger“ von Dougherty.

täten, Folterkammern auf Kitsch, Schießbudenästhetik auf Zoo. Von Kleidungsstücken über Spam-Mails bis hin zu Isolatoren von Telegrafmasten tritt in Erscheinung, was Künstler aus aller Welt normalerweise nicht ausstellen: Teile ihrer privaten Sammlungen. Zusammengetragen und ausgestellt hat sie die Berliner Kuratorin Anna-Catharina Gebbers. Sie will dem Publikum ein Stück Werkgeschichte verraten, die

sich sonst nur in den Ateliers der Künstler abspielt. Die Sammelwut der Künstler sei oft Inspirationsquelle für eigene Kunstwerke, so Gebbers. Die Besucher dürfen also mit „voyeuristischem Interesse“ die Vorstufe der eigentlichen Werke in Augenschein nehmen – die „Nicht-Kunst“, wie Gebbers die ausgestellten Objekte nennt.

Wer inmitten dieses ruhmvollen Trashes von einem Schauplatz zum nächsten wandert, gewinnt den Eindruck, dass bei weitem nicht alles für die Vitrine im Wohnzimmer gedacht ist. Einige Künstler verändern ihre Objekte oder setzen sie in einen neuen Zusammenhang, wie die Künstlerin Hannah Dougherty, die ausgestopfte Tiere pietätlos in „Wolpertinger“ umgestaltet. Oder Tjorg D. Beer setzt seine geliebten Stabheuschrecken zusammen mit roboter- und antennenähnlichen Modellen ins Terrarium, um die Nähe von Natur und Technik zu demonstrieren.

Ob das wirklich alles „Nicht-Kunst“ ist? Darüber mag jeder selbst entscheiden, der bis zum 9. September die Ausstellung *re-dis-play* besucht. (cos)

www.unishop.uni-hd.de

Die Besonderheit im Neuenheimer Feld VERANSTALTUNGS-KARTENVORVERKAUF

UNISHOP HEIDELBERG

UniShop Studenten Augustinerstraße 11 D 69117 Heidelberg T. +49.6221.54 35 54

UniShop am Gästehaus Im Neuenheimer Feld 370/371 D 69120 Heidelberg T. +49.6221.547 17 65

aktuell unishop heidelberg

T-Shirts, Sweatshirts und Accessoires mit den Original-Siegeln der Universität Heidelberg

Drei Freunde, zehn Jahre, ein Kreis

DJ Friction von „Freundeskreis“ im Jubiläums-Interview

Seit zehn Jahren begeistert „Freundeskreis“ mit frischem Hip-Hop die Republik. Zum Jubiläum und anlässlich des Best-of-Alboms „FK 10“ steht DJ Friction aka Martin Welzer dem *ruprecht* in zehn Fragen Rede und Antwort.



Eine neue „Revolution der Bärte“? Max Herre, DJ Friction, Don Philippe

1. Wie war es, nach sieben Jahren Pause als Freundeskreis wieder beim Splash Festival in Chemnitz auf der Bühne zu stehen?

Es war Wahnsinn. Das Publikum war voll dabei. Und es ist schon ein Highlight und auch eine Herausforderung, nach den Roots auf die Bühne zu gehen.

2. Seid ihr nach dieser langen Zeit ohne Auftritt überhaupt noch ein richtiger „Freundeskreis“?

Wir waren immer in Verbindung. Die Auftritte zeigen auch: Mit der Band ist es wie Fahrrad fahren – man verlernt es nicht. Auch wenn es in der Öffentlichkeit nicht so präsent war, sind wir stets auf künstlerischer und privater Ebene in Kontakt geblieben.

3. Seht ihr euch eigentlich selbst als Klassiker oder Legenden?

Nun ja, man spürt es eher von außen, dass unsere Musik den Leuten viel bedeutet und wie langlebig unsere Stücke tatsächlich sind. Wir selbst haben immer versucht, „es low zu halten“, insbesondere in der Zeit zwischen 1997 und 2000, als es für FK bergauf ging

4. Wieso eigentlich nur zwei neue Songs?

Dass man auf einem Best-of-Album ein bisschen neues Material packen muss, hat sich leider so eingebürgert. Man scheint wohl diesen extra Kaufanreiz zu benötigen. Ein ganzes Freundeskreis-Album hätte mit Sicherheit ein Jahr gedauert.

5. Mal ganz ehrlich: Ist ein Best-of-Album nicht auch aus finanzieller Sicht lukrativ?

Lukrativer wäre sicher ein ganz neues Album gewesen. Wir hatten dieses Album auch nicht langfristig geplant. Nach einer Anfrage durch das Splash Festival, das dieses Jahr auch 10-jähriges Bestehen feiert, ist die Sache erst ins Rollen gekommen.

„DER ABSCHLUSS EINES KAPITELS“

6. Aber Geld ist nicht ganz unwichtig?

Es ist schon ein angenehmer Nebeneffekt. Als Berufsmusiker ist man ja auch darauf angewiesen und will sich nicht irgendwie durchschlagen müssen.

7. Welches Publikum will Freundeskreis heute erreichen?

Freundeskreis hat schon immer ein breites Spektrum angesprochen.

Uns persönlich ist es wichtig, dass die Fans, die damals noch zu jung waren, um auf Konzerte zu gehen, nun die Chance bekommen uns live zu sehen.

8. Hört ihr selbst noch deutschen Hip-Hop?

Selten. Wir haben uns schon immer eher am amerikanischen oder französischen Hip-Hop orientiert. Momentan hört Max viel 60s/70s Soul und R'n'B, Philippe mag Bossa Nova und Latin und ich selber lege seit fünf Jahren eher Electro und Funk statt Mainstream Hip-Hop auf: Das ist eine größere Herausforderung für mich als immer mit den gleichen Playlists das Publikum zufrieden zu stellen.

9. Als DJ: Ein Plattentipp für die Leser des *ruprecht*?

Ich höre natürlich ganz unterschiedliche Musik, aber positiv überrascht hat mich der skandinavische Elektrosound von Lindström & Prinz Thomas.

10. Wie geht es weiter mit FK? In zehn Jahren immer noch A-N-N-A auf dem Splash?

Ich denke eher nicht. Vielleicht gehen wir im Herbst noch gemeinsam auf Tour, aber das steht noch in den Sternen. Eigentlich empfinde ich das Album und die zehn Auftritte als den Abschluss eines Kapitels, das noch nicht geschlossen war. (jsb. lis)

Gar nicht so schüchtern

Neue Lieblinge: Die Band „Shy Guy at the Show“

Als Sebastian Emling (Gesang), sein Bruder David (Gitarre), Boris Hoffmann (Gitarre, Mundharmonika), Carsten Fröhnert (Bass) und Sebastian Hellmann (Schlagzeug, Gesang) vor etwa zwei Jahren begannen, gemeinsam Musik zu machen, hätte niemand von ihnen erwartet, dass ihre Band „Shy Guy at the Show“ jemals mehr als ein Hobby werden würde. Doch nach und nach häuften sich die Auftritte, und spätestens als im März 2006 die erste CD „Affection (The Sequence of Events)“ aufgenommen wurde und sie im folgenden Sommer in der Vorrunde des „new.band.festivals“ in Karlsruhe sowohl Publikums- als auch Juryliebling wurden, war allen Beteiligten klar, dass dieses „Hobby“ das Potential hatte, etwas Großes zu werden.

Kurz darauf wurde der Sound, den Sebastian Emling selbst als „New Wave Indie Rock“ bezeichnet, durch den Keyboarder Jonas Shira komplettiert. In dieser neuen Besetzung wurde das Finale des „new.band.festivals“ ausgetragen – und gewonnen. Von da an geriet das Ganze fast schon zum Selbstläufer: Die Band hat jetzt ein Management und durch den Gewinn des Festivals, einen Auftritt bei „DAS FEST“ in Karlsruhe. Außerdem wird die

neue CD in einem Profi-Studio in Karlsruhe aufgenommen. Weitere Wettbewerbe, wie das Heidelberger Newcomer Festival, wurden ebenfalls gewonnen oder laufen zum Teil noch.

Der Auftritt bei „DAS FEST“ ist ohne Zweifel der bisherige Höhepunkt in der Laufbahn von „Shy Guy at the Show“, denn auf einmal spielt die Band nicht mehr freitags – der Platz, der traditionell den Gewinnern des Newcomer Festivals zusteht – sondern Samstagabend: Das heißt sie treten nun direkt vor den internationalen Größen „Sugarplumfair“ und den „Beatsteaks“ auf. Pünktlich zum „FEST“ wird dann auch die neue EP „The Elliptic EP“ erscheinen gefolgt vom Longplayer „Elliptic“, der am 13. Oktober rauskommen wird.

„Für den Winter hoffen wir auf eine größere Tour als Support für eine bekanntere Band. Das wäre klasse!“ sagt Emling. Das große Ziel sei natürlich, von ihrer Musik leben zu können. Dennoch bemühen sich alle Mitglieder auch noch um eine Alternative. Sebastian Emling beispielsweise schreibt gerade seine Magisterarbeit, Sebastian Hellmann macht sein Diplom. So oder so, die Zukunft für „Shy Guy at the Show“ sieht rosig aus. (jul)

Passt in keine Schublade

Armada: Nix schickimicki – aber multikulti

Die Band besteht aus einem bunten Haufen, der mehreren Nationen entspringt: Ungarn, Bosnien und Deutschland. Drei MCs (SkiZoo F.T., Tesla, Tomi T.S.) und ein DJ (Ill-One) experimentieren mit den verschiedenen Musikrichtungen, die sie geprägt haben. Die Einflüsse kommen aus Bereichen wie Dance-

ein geeigneter DJ gefehlt. Doch Ill One machte vor zwei Monaten die Band komplett. Bestätigt durch viel positives Feedback fasst Armada nun weitere Auftritte im Rhein-Neckar-Raum ins Auge.

Passend dazu steht das erste Album in den Startlöchern – natürlich selbst produziert. Nur zum



Tomi T.S., Dj Ill-One, Tesla und SkiZoo F. T. rocken den Schwimmbad-Club.

hall, Rap, Rock und Perkussion. Dadurch lassen sich die Vier nicht so leicht in eine Schublade stecken.

Der Laie erkennt kaum, dass Perkussionmeister Tomi T.S. viele Instrumentals selbst einspielt und diese nicht, wie sonst üblich, nur von der Platte kommen. Doch genau das macht die Band aus – alles entsteht aus eigener Hand.

Gegründet wurde Armada bereits im Jahre 2000. Allerdings hatten sie erst vor kurzem ihren ersten großen Auftritt im Schwimmbad-Club, bei dem sie die Menge zum Beben brachten. Um live zu performen, hatte ihnen bisher immer

Mastern darf es in fremde Hände. Die Songs sind so vielfältig wie die Bandmitglieder – ehrlich, hart, gefühlvoll, lustig und feiertauglich. Die meisten Zeilen entspringen der Feder von SkiZoo F.T. (Oliver Schneider), der nach seiner Ausbildung in Weinheim arbeitete, bevor er sich für ein Musikwissenschaftsstudium in Heidelberg entschied. Kurse wie Harmonielehre findet er interessant, helfen der Band aber nicht wirklich weiter, wenn sie in ihrem Studio neue Melodien komponiert. Da verlassen sich die Musikliebhaber doch lieber auf ihr Gehör und Feingefühl. (kk)

Vitamine und Lachen

„Vitamine sind die Guten“ nennt sich der neue Geschichtenband des renommierten Lesebühnenautors Nils Heinrich. Der Band enthält 37 Kurzgeschichten, in denen der Kabarettist mit trockenem Humor über den alltäglichen Wahnsinn philosophiert. Seine Texte befassen sich zynisch mit der Suche nach der Lohnsteuerkarte, einem Besuch im Zoo, dem Urlaub in der Türkei oder dem Essen in der Mensa. Heinrichs außergewöhnlicher Erzählstil spricht für sich: Die ARD-Schlagershow „Immer wieder sonntags“ bezeichnet er als „musikalische Geisterbahn in Stereo“, in der Costa Cordalis „schlimme fiebrige Wunschträume hat, die er zu Liedern manifestiert“. Über Hartmut Mehdorn schreibt er: „Eine Welt ohne Menschen – das ist doch noch schöner für Hartmut Mehdorn. Da kann Mehdorn seine Bahn endlich alleine regieren ohne diese Schmeißfliegen mit ihren Bahncards.“

Seine bitterbösen Beobachtungen über die gesellschaftliche, mediale und politische Umwelt verpackt Heinrich in ein Feuerwerk aus Wortwitzen und teilt kräftig aus. Seine Geschichten bieten genau die richtige Unterhaltung in Häppchengröße für Straßenbahnfahrten, langweilige Seminare oder zur gegenseitigen Belustigung auf der Neckarwiese. (sut)



Nils Heinrich:
Vitamine sind die Guten,
Satyr Verlag,
ISBN 3938625333,
12,90 Euro

AIDS-Hilfe
Heidelberg e.V.
Rohrbacher Str. 22
69115 Heidelberg
06221-19411

Anonyme Beratung
zu HIV/AIDS

Montag: 13-15 Uhr für alle und Frauen
Dienstag: 10-12 Uhr für alle und Schwule
Mittwoch: 14-16 Uhr für alle und Frauen
Freitag: 13-15 Uhr für alle und Schwule

ÄNDERUNGSSCHNEIDEREI
SETENAY

Mo. – Fr. 10:00 bis 13:00
14:00 bis 18:00
Sa. 10:00 bis 13:00

Plöck 10
69117 Heidelberg
Tel. 0 62 21 / 61 61 54

Leben in der Cambridge-Blase

Ungewöhnliche Rituale prägen das Bild der Elite-Universität

Von Frances Darby, Cambridge

Cambridge ist bekannt dafür, eine der besten Universitäten der Welt zu sein. Vielleicht ist genau das der Grund, warum das Leben dort kaum dem der realen Welt zu entsprechen scheint. Erstsemester dort müssen schnell erkennen, dass sie während ihrer achtwöchigen Trimester in der so genannten „Cambridge Bubble“ leben und studieren werden.

Von Anfang an haben die Studenten eine schwierige Aufgabe vor sich: Cambridge ist eine Elite-Institution und die Neuen müssen bereit sein, sich nicht nur in ihre Bücher zu vergraben, sondern sich auch in die Cambridge-Traditionen einzuleben. Das heißt, sich daran zu gewöhnen, ab und zu die Universitätstracht tragen zu müssen, in der „Formal Hall“ zu essen und auch zu lernen, wie man mit den „College Portiers“ am besten umgehen sollte.

Aber die Studenten müssen sich auch bewusst werden, dass das, was sie in Cambridge erleben, auf elitären Ansprüchen basiert. Sie müssen lernen, ihre Rolle zu spielen. Denn die Tage, in denen nur die soziale „crème de la crème“ einen Platz bekam, sind längst vorbei. Sicher, die Traditionen wirken pompös. Das Ende des akademischen Jahres, die so genannte „May Week“, ist das beste Beispiel dafür: Hier feiern die Studenten eine Woche lang auf mehreren Gartenpartys und Bällen, an denen sie sich sehr fein kleiden und viel Geld für die Eintrittskarten ausgeben.

Auch sonst pflegt die Universität einige merkwürdige Rituale, an die sich die Studenten erst einmal gewöhnen müssen: Beispielsweise fängt die Semesterwoche nicht montags, sondern donnerstags an. Die bereits erwähnte „May Week“ findet im Juni statt, und fast alle Studenten, egal was sie studieren, können als Abschluss einen Bachelor of Arts erwarten. In Cambridge gilt die Mehrheit der Studenten als Geisteswissenschaftler – unter anderem auch die Informatiker und Mathematiker.

Abseits dieser gewöhnungsbedürftigen Rituale ist für die Studenten in Cambridge vor allem eines wichtig: den Kontakt zur Außenwelt nicht

zu verlieren. Das ist gar nicht so einfach, denn für viele Studenten beschränkt sich in der „Cambridge Bubble“ die Verbindung nach außen auf den täglichen Online-Nachrichtendienst oder eine der vielen

den meisten ist klar, dass das Auswahlverfahren in Cambridge einer Lotterie ähnelt, durch deren Raster auch viele intelligente Leute fallen.

Die Studenten müssen hart arbeiten, um den Anforderungen zu

können. Es ist außerdem die letzte Chance, die Noten zu verbessern und Cambridge mit hoher erhobenem Kopf zu verlassen.

Die Noten werden in so genannten „class lists“ veröffentlicht, die jeder

tragen sie dabei den Talar, aber diesmal mit einer Kapuze. Die Männer haben zusätzlich eine weiße Fliege, was jedem Zuschauer zeigen soll: „Ich hab’s geschafft!“ Der ganze Tag ist erfüllt von Stimmen, die fragen: „Sitzt meine Fliege richtig?“, „Habe ich meine Kapuze richtig an?“ oder „Hat jemand zufällig ‘ne Sicherheitsnadel?“ Denn die Kapuzen sind schwer, und wehe den Mädchen, die ihre Kapuze nicht nur am Talar, sondern auch an der Bluse – und in einigen Fällen sogar noch zusätzlich am BH – befestigt haben.

Die Studenten gehen dann in einer Prozession zum Senatshaus – und hier fängt es an, wirklich komisch zu werden: Die Studenten warten gemeinsam im Saal, während der „Praelector“, die „College Master“ und die anderen Funktionäre in einer Prozession hinzutreten. Die nun folgende Zeremonie findet komplett auf Latein statt, eine Tradition, die fast 800 Jahre alt ist. In Vierergruppen gehen die Absolventen zum Praelector, und die Studenten umfassen jeweils einen seiner Finger, während er sie der Versammlung vorstellt. Dann gehen die Studenten nacheinander zum Master, und bekommen vor ihm kniend offiziell ihren Abschluss überreicht. Ein Gast kommentierte: „Das ist die merkwürdigste Zeremonie, die ich je in meinem Leben gesehen habe!“

Für die Absolventen ist die Cambridge-Zeit nunmehr vorbei. Viele haben schon einen Job ergattert und freuen sich auf den Start ins neue Leben. Für die, die noch nicht wissen, was sie machen sollen, steigt die Angst vor der Ungewissheit. Was wohl als nächstes kommen wird? Eine Studentin warnte: „Ich sag dir, dieser Abschluss hat mir mehr Stress gemacht als die Prüfungen selbst.“ Sicher ist: Cambridge erzeugt ehrgeizige Individuen, die in der realen Welt nicht zurückgelassen werden wollen. Aber ein Umstand, der alle Studenten betrifft, und den sie vielleicht zu Recht befürchten, ist: Sie alle müssen die Cambridge-Blase verlassen. Das Leben in dieser Blase kann stressig sein, aber sich schließlich der wirklichen Welt zu stellen, mag wohl die schwierigste aller Aufgaben sein.



Kurz nach der Abschlusszeremonie: Cambridge-Absolventen in Talaren und Kapuzen vor dem Senatshaus

Zeitung, die in den Aufenthaltszimmern der Institute ausliegen. Da sich die „Colleges“ außerdem hauptsächlich in der Stadtmitte befinden, kennen viele Studenten nur den Kern der Stadt. Dabei kann es sogar vorkommen, dass es Tage gibt, an denen ein Student sein College überhaupt nicht verlassen muss.

Heutzutage ist es so, dass die Studenten nur auf der Basis ihrer akademischen Leistung ausgewählt werden. Die Dozenten suchen keine Fertigkeit, sondern ein starkes Leistungsvermögen, das sie pflegen können. 99 Prozent der Studenten erkennen, dass man nicht als Genie gilt und monatelang im Elfenbeinturm lebt, nur weil sie einen Platz in Cambridge ergattert haben. Natürlich glauben immer ein paar, vom Himmel gefallen und etwas ganz Besonderes zu sein. Doch

genügen. So überrascht es sehr, dass der Leistungsdruck dennoch nicht besonders stark ausgeprägt ist. Es gibt natürlich Studenten, die während des letzten Trimesters im Jahr die Bibliothek kaum noch verlassen und erst nach den Prüfungen, den Sonnenschein anblinzeln, wieder auftauchen. Aber es ist bemerkenswert, dass in Cambridge die Abschlussurkunden ohne Noten ausgestellt werden, und dass viele Dozenten häufig darauf verzichten, die wöchentlichen Arbeiten zu benoten, was die Studenten oft ahnungslos lässt, wie sie sich mit ihren Kommilitonen vergleichen sollen. Erst im Abschlussjahr steigt die Konkurrenz, denn nur im letzten Teil des Studiums sind die Noten von Bedeutung: was die Studenten am Ende leisten, ist der Maßstab, an dem sie sich und den Erfolg ihres Studiums messen

einsehen kann – auch die Namen erscheinen neben den Noten. So stehen die Studenten ganz erwartungsvoll vor dem Senatshaus, wenn die Listen endlich aufgehängt werden. Es ist ein Moment, den die meisten fürchten. Mit zitternden Knien lesen sie die Listen durch. Einige lassen Champagnerkorken knallen, andere umarmen ihre Freunde, denn wenn man bestanden hat, bedeutet das: Die Zeit in Cambridge ist bald vorbei.

In den letzten Juniwochen findet die Abschlusszeremonie statt. Es dauert ganze drei Tage, bis alle Absolventen persönlich im Senatshaus ihre Bestätigung und Urkunde überreicht bekommen haben. Die Zeremonie selbst läuft folgendermaßen ab: Zuerst versammeln sich die Absolventen vor den stolzen Eltern für das College-Abschlussfoto. Genau wie bei der Immatrikulation

Impressum:

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzzeitung, erscheint jeweils Anfang Mai, Juni, Juli, November, Dezember und Februar. Der ruprecht versteht sich als unabhängiges Organ und fühlt sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet. Die Redaktion trifft sich während des Semesters montags um 19:30 Uhr in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Sebastian Bühner, Ziegelhäuser Landstraße 57, 69120 Heidelberg

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon & Fax: 06221 / 542458

E-Mail: post@ruprecht.de

Druck: Greiser-Druck, Rastatt

Auflage: 10000

Redaktion: René André (and), Michael Bachmann (mba), Jörn Basel (jsb), Marcel Bertsch (mbe), Beate Brehm (bat), Sebastian Bühner (seb), Johannes Dahmen (jfd), Moritz Damm (mda), Frances Darby (fd), Stefan Dworschak (sdw), Jenny Genzmer (jcg), Alexander Graf (agr), Christian Graf (cgr), Lisa Grüterich (lgr), Paul Heesch (phe), Victoria Keerl (vke), Karla Kelp (kk), Kilian Kilger (kil), Johanna Koch (jko), Julia Lenders (jul), Nine Luth (nlu), Gabriel A. Neumann (gan), Johanna Pleban (jp), François Rolland (ldr), Cosima Stawenow (cos), Stephanie Uther (sut), Robert Weidlich (rwe), Fabian Wennemer (faw), Ulrike Worlitz (wor)

Korrespondentenberichte: Frances Darby / Cambridge

Freie Mitarbeiter: Kristin Bleyder (kbl), Michel Durieux (mid), Elena Eppinger (eep), Lisa Frilling (lfr), Carolin Geiger (cage), Lena Heinzmann (lhe), Ellen Holder (ell), Dania Hollmann (dho), Arthur Lingenthal (ali), Xiaolei Mu (xmu), Marina Pereira (mpe), Martin Pfannmöller (pfa), Lisa Reinecke (lis), Susanne Reinig (sre), Cara Schwab (cds), Sandra Schwab (sbs), Johannes Sonnenhölzner (jso), Christoph Stawenow (cst), Claudia Tupeit (cnt)

Redaktionsschluss für Ausgabe 110: 4. November 2007

ISSN: 0947-9570, ruprecht im Web: www.ruprecht.de

Personals

Es ist uns zwar ein Rätsel, aber: Wir waren bei diesem Layout leider gänzlich unlustig. Zum Ersatz hier ein paar Studentenwitze, die wir uns mit Mühe, Not und kaum noch Puste aus dem Internet zusammengeklaut haben:

• Der Professor der Chemie sagt bei seinem Experiment zu den anwesenden Studenten: „Wenn ich nicht sehr vorsichtig bin, dann fliegen wir alle in die Luft. Und bitte treten Sie doch etwas näher, damit Sie mir besser folgen können.“

• Neulich in der Altstadt. Zwei Studenten unterhalten sich. Fragt der eine plötzlich: „Wie spät ist es?“ „Mittwoch“ antwortet der andere. „Keine Details!“ ruft der erste, „Sommer- oder Wintersemester?“

• Raubüberfall im Studentenwohnheim. „Hände hoch! Ich suche Geld!“ – „Moment... wir suchen mit!“

An dieser Stelle der Aufruf an alle lustigen Menschen, sich zu überlegen, ob sie nicht zur ruprecht-Redaktion hinzustoßen wollen. Oder uns mit besseren Witzen versorgen. (red)

Der national-sozialistische Völkermord an den Sinti und Roma Ausstellung

Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Bremeneckgasse 2, 69117 Heidelberg
Do 10-20 Uhr, Di, Mi, Fr 10-16.30 Uhr, Sa und So 11-16.30 Uhr
(Mo und an gesetzlichen Feiertagen geschlossen); Eintritt frei
www.sintiundroma.de
Gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

SKANDAL – UNGLAUBLICH !!!!



Pech gehabt: Heidelberg ist nicht Weltkulturerbe

Telefon-Interview mit Dr. Arvid Ahrnus-Asslinger, dem Sonderbeauftragten der UNESCO für die Vergabe des Titels „Weltkulturerbe“

Sehr geehrter Herr Dr. Asslinger, was fehlte denn nun Heidelberg für den Titel „Weltkulturerbe“?

(Holt tief Luft) Kurz: Heidelberg hat sich mit einem Schloss beworben – als wir aber kamen, war das Ding komplett kaputt. Das Schloss ein Steinbruch, eine Riesenenttuschung!

Kaputt?

(Erneutes Luftholen, diesmal schon fast hyperventilierend) Ja, da gab es eigentlich nichts zu sehen – außer Japanern, aber dafür muss ich nicht nach Heidelberg fahren.

Welche?

(Man meint leise das Ploppen eines Weinkorkens zu hören) Hören sie doch auf. Als UNESCO-Beauftragter muss ich mich an gewisse Statute halten. Diese sind natürlich auch zentrale Entscheidungshilfen, um solche Dinge möglichst objektiv zu fördern.

Wie bitte?!

(Es raschelt kurz und mit sehr langsamer Stimme – als würde er vorlesen) Die UNESCO ist sich ihrer verantwortungsvollen Aufgabe bewusst, will aber auch klarstellen,

Umtrunk zu nehmen. Und das nicht zu knapp

Gerade hierfür gibt es in Heidelberg doch wunderschöne Plätze?

Ja, nachdem wir bemerkten, dass die Bergbahn bestreift wird, blieb uns nur der mühevoll Abstieg vom Schloss. Ich leide seit der Begutachtung der Pyramiden von Gizeh an einer Fußkrankheit. Ich bin damals über so eine blöde Mumie gestolpert. Egal, also wir sind dann in einer Kneipengasse gelandet.

Was haben Sie getrunken, vielleicht einen edlen Tropfen aus der Region?

Mir kam alles sofort sonderbar vor. Aber ich bestellte mir ein Bier – das war aus dem Jahr 1603. Ich dachte, die wollen mich vergiften! Muss hier alles alt sein in Heidelberg? Altes Schloss, Alte Brücke, Altstadt, und dann auch noch altes Bier! Wir haben dann noch mehrere Biere getrunken. Irgendwie hat uns aber noch das i-Pünktchen gefehlt. Das fanden wir schließlich auch noch und haben uns weitere alkoholische Getränke zu Gemüte geführt.

Was haben Sie im Anschluss erkundet?

Nachdem ich von mehreren amerikanischen GIs fast zerdrückt wurde, machten wir uns auf Entdeckungstour. Kurze Zeit später verlor ich meine Frau, ich nenne sie übrigens gerne „mein Herz“.

Haben Sie ihre Frau wieder gefunden?

Ich ging also alleine die Hauptstrasse entlang und schrie ganz laut: „Ich hab mein Herz in



Heidelberg – Hauptstadt der Romantik

doch nicht mehr gefunden. Wen soll ich denn jetzt küssen, etwa die Japaner?

Vielleicht mal einen Heidelberger Studentenkuss probieren?

(Sehr laut) Einen was?! Mozartkugeln für Arme, oder was? *(lacht)* Nein, aber nach etlichem Absinth habe ich zum Spaß versucht dem Bürgermeister ein Ohr abzuschneiden. Fanden die nicht lustig – ich schon!

Was hat Sie in Heidelberg gestört?

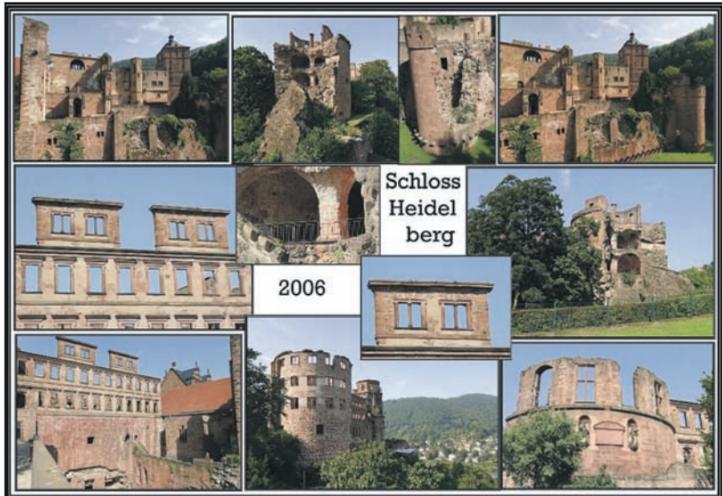
Heidelberg ist ja angeblich die Hauptstadt der Romantik. Ich fand es aber überhaupt nicht romantisch mit meinem Auto dauernd vor roten Ampeln zu stehen, keinen Parkplatz zu finden, um dann noch von wild gewordenen Fahrradfahrern in der Plöck überfahren zu werden. Hier muss Heidelberg nachbessern, sonst seh ich aber so was von schwarz für die Zukunft.

Was braucht Heidelberg, Ihrer Meinung nach, um Weltkulturerbe zu werden?

(Aus unerfindlichen Gründen redet Dr. Asslinger nun mit einem Odenwälder Dialekt) Auf jeden Fall mehr Tiefgaragen, Handyshops – Kommunikation ist ganz zentral für die UNESCO – und natürlich riesige Einkaufszentren; dann hat Heidelberg vielleicht in fünf Jahren eine Chance auf den Titel „Weltkulturerbe“. Ich habe gehört der neue Oberbürgermeister ist mit den Planungen bereits beschäftigt.

Was ist denn nun Ihr Fazit?

Ich sage es mal als Heidelberger: „dreggiche Füß, dreggiche Füß, griegt ma uf´ de´ Neggarwiehs.“ *(lacht sehr laut über seinen Witz und kann sich kaum beruhigen; klingt erst langsam ab).*



Das Heidelberger Schloss ist bereits seit 2006 kaputt.

Die historische Bedeutung und das recht gut erhaltene Schloss haben keinerlei Rolle gespielt?

Also nochmal: Das Ding ist kaputt und was dort anno dazumal war, weiß ich auch nicht genau.

Also kein positiver Aspekt am Heidelberger Schloss?

Nein, ein kompletter Reinfall! Obwohl die Idee mit dem Riesenfass nicht schlecht ist. Leer ist so ein Trog aber eher lächerlich.

Wie darf man sich denn so eine UNESCO Begutachtung vorstellen?

Wir haben unten von der Stadt aus schon gesehen, dass hier nichts zu holen ist. Mein Kollege Prof. Tom Kummer hat dann noch auf einen Sprung beim Schloss vorbeigeschaut, staunte kurz über das besagte Fass, war aber insgesamt auch sehr ernüchtert

Mehr nicht?

(Heiseres Lachen, welches wie im Film in einen Hustenanfall übergeht) Doch, wir haben uns nach anderen Sehenswürdigkeiten umgesehen; und dies alles ohne Sprit im Tank.

dass eine solche Brücke das Weltkulturerbe Elbtal bei Dresden stark gefährden würde.

Entschuldigung, aber sprachen wir nicht gerade von Heidelberg?

(Nun wieder schneller, kein Ploppen – dafür ein leises Plätschern)



Zuviele Betrunkene auf der Neckarwiese stören das Stadtbild.

Jaja, keine Panik, die Herrn Journalisten. Also in Heidelberg war es sehr warm und deshalb haben wir uns entschlossen, erstmal einen

Heidelberg verloren.“ Nach kurzer Zeit wurde ich allerdings von zwei Polizeibeamten zur Ruhe aufgefordert. Meine Frau habe ich dann

Also doch jetzt? Ich verstehe jetzt gar nichts mehr...

Ja, ich bin jetzt ja auch besoffen. *(Erneutes Plätschern und Glucksen)*

Hallo?

(Gluckern, Plätschern dann noch mal Gluckern)

Haaaalloooo?

(Ein Geräusch wie entweichende Luft aus einem Fahrradreifen, dann Stille)

Vielen Dank für das Gespräch.



Strenger Juror: Dr. „Gnadenlos“ Ahrnus-Asslinger von der UNESCO. Der Kultur- und Weinkenner Asslinger, Jahrgang 1968, lehrt an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin irgendwas mit Medien und arbeitet seit 1999 als Sonderbeauftragter für die altherwürdige Kulturerbe-Kommision.

Die letzten Kulturgüter:
jsb und mda